

## REZENSIONEN

*Hoenig, Bianca: Geteilte Berge. Eine Konfliktgeschichte der Naturnutzung in der Tatra.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2018, 239 S. (Umwelt und Gesellschaft 20), ISBN 978-3-525-35595-4.

Wem gehört die Tatra? So lautet die Leitfrage dieses spannenden, originellen und ertragreichen Buchs (einer leicht überarbeiteten Basler Dissertation). Der Titel verweist auf die Doppelbedeutung von „teilen“ als sowohl Trennung wie Gemeinsamkeit stiftender Akt. Dies bezieht sich hier vor allem auf die Tatsache, dass das „kleine Hochgebirge“ der Tatra heute zu Polen und zur Slowakei gehört und für beide eine je eigene nationale Bedeutung aufweist, aber als gemeinsamer Naturraum auch transnationale Beziehungen hervorbringt. Bianca Hoenig konzentriert sich auf Nutzungskonflikte in diesem Gebiet vom späten 19. Jahrhundert bis in die postsozialistische Zeit. Die Konflikte begreift sie als Auseinandersetzung um Eigentumsansprüche. „Eigentum“ wird dabei in einem weiten Sinn und in vier Dimensionen verstanden: Eigentum an Grund und Boden, Nießbrauchrechte etwa an Weiden und Wäldern, Zugehörigkeit zu einem staatlichen Territorium und symbolisches Eigentum einer ethnischen oder sozialen Gruppe oder einer universal verstandenen Menschheit. Die vier Dimensionen werden bei den untersuchten Konflikten jeweils gemeinsam und in ihrem Wechselspiel betrachtet. (Vgl. S. 24)

Das Buch will also keine umfassende Geschichte der Tatra der letzten 150 Jahre sein. Bianca Hoenig greift vielmehr wichtige Episoden heraus, hauptsächlich orientiert am Kriterium Konflikt. Das verleiht der Untersuchung eine überdurchschnittliche analytische Tiefenschärfe. Vor Ort geht es um Konflikte zwischen den Hauptnutzungsarten Weide- und Forstwirtschaft, Tourismus und Naturschutz, deren wandelbare Ansprüche immer wieder ausgehandelt werden mussten. Die Autorin bettet die Lokalkonflikte in die großräumige Geschichte der Bedeutungsattribution ein: „Welche Rolle spielte es dabei, dass es sich bei der Tatra in den Augen vieler Menschen um eine keineswegs gewöhnliche Landschaft handelte? Wie wirkte sich also vor Ort, in dem Gebirge selbst, die ihm zugesprochene große Bedeutung aus? Und wie beeinflussten umgekehrt die Aushandlungsprozesse um die Nutzung der Hochgebirgsnatur ihren Platz in der Imagination von PolInnen und SlowakInnen?“ (S. 12).

Den Auftakt machen die „Entdeckung“ der Tatra seitens der polnischen und slowakischen Nationalbewegung und die ungleiche infrastrukturelle Erschließung der peripheren Region für den Fremdenverkehr. Parallel zum allgemeinen Bedeutungsgewinn der Natur und der Berge in der europäischen Geschichte erhielt die Tatra wesentlich mehr Aufmerksamkeit als früher. Im nördlichen Teil wurde zum Beispiel ein Warschauer Arzt zu einem wichtigen Popularisator. Er verbrachte seit 1873 jeden Sommer in einem Ort am Fuß des Gebirges und betätigte sich als Naturforscher,

Tourismuspionier und Wohltäter der Lokalbevölkerung. Seine Gruppenausflüge ließ er jeweils am größten, ausgesprochen malerischen Tatrasee enden, am so genannten „Meerauge“ (pol. Morskie Oko). Um diese abgelegene Landschaft entbrannte im ausgehenden 19. Jahrhundert ein spektakulärer Streit zwischen einem polnischen Grafen und Naturschützer und einem deutschen Prinzen, der seine Domäne exklusiv für seine Jagdleidenschaft nutzen wollte. Vor Ort brach darauf ein Kleinkrieg aus, der erst durch ein im fernen Graz tagendes internationales Schiedsgericht entschieden werden konnte (Kapitel 1).

In der Zwischenkriegszeit war die überregionale Reputation der Tatra bereits so konsolidiert, dass sie die Verwirklichung alter Ansprüche und die Entstehung weiterer Forderungen zuließ. Als Antwort auf Grenzkonflikte zwischen dem 1918 wieder entstandenen Polen und der neu gegründeten Tschechoslowakei entwickelten NaturschützerInnen die Idee eines grenzüberschreitenden, das ganze Gebirge umfassenden Parks zur Friedenssicherung. Das Konzept erwies sich als internationaler Erfolg und wurde in Naturschutzkreisen diesseits und jenseits des Atlantiks diskutiert. Doch in der Region scheiterte der Park schließlich an der Konkurrenz und Unvereinbarkeit der verschiedenen Nutzungsvorstellungen sowie an der Art und Weise der Ausarbeitung, die unter Ausschluss der Lokalbevölkerung erfolgte (Kapitel 2). Auch ohne diese binationale Komponente schürte die Naturschutzidee in der Zwischenkriegszeit auf beiden Seiten der Grenze Streit um die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung. Es ging dabei um den Aufkauf von Grund und Boden durch staatliche Stellen, um Fragen der Identität der kulturell komplexen Regionalbevölkerung und um Infrastrukturbauten. Sehr umstritten waren in den 1930er Jahren zwei große Seilbahnen im tschechoslowakischen und im polnischen Teil (Kapitel 3).

Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen führten in der Tatra-Region zu einem tiefen Einschnitt, vor allem durch die Vernichtung und Vertreibung zahlloser Menschen (JüdInnen, Zipser Deutschen und anderen) und durch die veränderten Eigentumsverhältnisse. Während Nationalparks weltweit immer wieder zur Verdrängung von Einheimischen führten, war es hier umgekehrt die Verweisung der Gebiete infolge von Gewaltakten, welche die Parks leichter realisierbar machte. Gegründet wurden sie in den beiden Staaten 1949 und 1954. Polen und die Tschechoslowakei waren unterdessen zu zentral gelenkten „Bruderstaaten“ im sich formierenden Ostblock geworden (Kapitel 4). Eine überraschende Form der Mobilisierung durch die Tatra ereignete sich im Prager Frühling 1968. Kurz nachdem der Reformpolitiker Alexander Dubček Erster Sekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei wurde, war plötzlich die politische Forderung nach einer ultramodernen Schnellbahn in die Tatra in aller Munde. Der Fall mutet zunächst abwegig an, doch der Autorin gelingt es, den Kontext genau zu rekonstruieren und die Blitzkarriere des Protests für die Bahn plausibel zu machen. Damit wirft sie ein faszinierendes Schlaglicht auf das symbolische Potenzial des Gebirges. Die Parole kam aus der Bevölkerung und sprach zuerst praktische Probleme an, bevor sie auch zu einem Ausdruck für die slowakische Selbstbestimmung wurde (Kapitel 5).

Die folgende Konfliktgeschichte stellt die Schafweide respektive das Eigentum von Lokalbevölkerung und Staat in den Mittelpunkt. In Polen wurden die Weide-

rechte im Gebirge in der Nachkriegszeit zurückgedrängt. Mit der Aufhebung des Privateigentums auf dem Parkgebiet zugunsten des Staates entfielen sie 1960 zur Gänze. Die NaturschützerInnen waren ob dieses Schrittes begeistert, die BergbewohnerInnen dagegen entrüstet. Bis in die Gegenwart ist der Protest gegen die Verstaatlichung nicht verstummt. Schon während des Sozialismus gab es Widerstand in Form von Eingaben an die Verwaltung und praktischer Nicht-Beachtung des Weideverbots. Mit der Einführung von Demokratie und Marktwirtschaft bildeten sich 1989 Interessengruppen, die um die Eigentumsrückgabe streiten, bisher ohne viel Erfolg. Anders verlief die postsozialistische Entwicklung im (tschecho)slowakischen Teil der Tatra. Hier kam es zu einer umfangreichen Reprivatisierung. Bis 2005 musste der Nationalpark fast die Hälfte seiner Fläche an die ehemaligen EigentümerInnen zurückgeben (Kapitel 6).

Insgesamt verweist dieser historische Prozess auf die Vermehrung von Ansprüchen an die Natur in der Moderne. Durch die Auseinandersetzungen fassbar gemacht, kommen Teilungslinien zum Vorschein, welche die Gruppen mit ihren angestammten Rechten und/oder neuen Nutzungsideen trennen und in der Konfliktgemeinschaft verbinden. Anhand der untersuchten Eigentumsdimensionen ergibt sich für die ausgewählten Zeitabschnitte ein relativ vollständiges Bild der Positionen und Positionsbezüge im regionalen wie überregionalen Kontext. Das Quellenkorpus hat Bianca Hoenig aus zahlreichen Archiven in Polen, Tschechien, der Slowakei und Österreich sowie aus vielen publizierten Schriften zusammengetragen. Mit ihrer sorgfältigen Einbettung in die internationale Forschung und ihrer eigenständigen Konzeptarbeit legt sie eine beeindruckende und inspirierende Forschungsleistung vor – eine Bereicherung der Umweltgeschichte, der Geschichte der Nationalparks und weiterer Themenbereiche. Wer sich für Bergregionen interessiert, wird zum Beispiel fragen, wo man in der Literatur eine ähnlich vielschichtige Darstellung der nationalen Symbolik und ihres historischen Wandels findet.

Burgdorf/Luzern

Jon Mathieu

*Wingfield, Nancy M.: The World of Prostitution in Late Imperial Austria.*

Oxford University Press, Oxford, New York 2017, 272 S., ISBN 978-0-19-880165-8.

Ein großer Prozess erregte 1906 die österreichische Öffentlichkeit: In Wien stand die Bordellbesitzerin Regine Riehl vor Gericht. Ihr wurde unter anderem vorgeworfen, die Rechte der Frauen, die in ihrem Etablissement arbeiteten, grob verletzt zu haben. Die amerikanische Historikerin und ausgewiesene Habsburg-Kennerin Nancy M. Wingfield hat dieses Medienereignis zum Ausgangspunkt genommen, um die „Welt der Prostitution“ in der späten Habsburgermonarchie zu ergründen. Zu ihrem besonderen Anliegen erklärt sie es, nicht allein das staatliche Handeln und die gesellschaftlichen Kontexte von Prostitution zu erfassen, sondern auch Einblicke in die Erfahrungen und Perspektiven der Frauen zu geben, die sexuelle Dienste gegen Entlohnung anboten.

Die Quellen machen ihr das nicht leicht. Autodokumente von Sexarbeiterinnen aus der Zeit um die Jahrhundertwende gibt es so gut wie keine, der weitaus größte

Teil der Informationen über sie sind im Zuge von Bemühungen erhoben worden, Prostitution aufzudecken, zu kontrollieren und einzudämmen. Doch Wingfield zeigt, dass sich auch aus diesen Dokumenten polizeilicher, medizinischer und ordnungspolitischer Provenienz wertvolle Informationen über Frauen herauslesen lassen, die ihr Geld mit Sex verdienten. Während die Autorin einerseits typische Wege in die Prostitution rekonstruiert, sucht sie andererseits nach Hinweisen auf Entscheidungen, die Frauen für sich selbst trafen und konterkariert damit das zeitgenössische Bild „der Prostituierten“ als entweder hilfloses Opfer oder kriminelles Subjekt.

Wingfields Untersuchung legt den Fokus auf den cisleithanischen Teil Österreich-Ungarns von den späten 1880er Jahren bis 1918. Für dieses Gebiet hat sie Archive in Österreich, Tschechien, Slowenien, Kroatien, Italien und der Ukraine besucht, die die große innere Vielfalt auch dieser halben Doppelmonarchie vor Augen führen – nicht nur Multiethnizität und das Nebeneinander mehrerer Religionen, sondern auch Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung von Ost und West, Stadt und Land sowie die gewaltige Kluft zwischen den sozialen Schichten. Prostitution, argumentiert Wingfield, gehörte zu den „tragenden Säulen“ dieses komplizierten Staatswesens. (S. 7) Sie bildete dieses in gewisser Weise ab, existierte auch in seinen entlegensten Ecken und verband diese Ecken mit dem Zentrum.

Wenngleich es lokale Varianten des österreichischen Prostitutionsregimes gab, herrschte bis zum Ende der Monarchie der „Regulationismus“. Prostitution war zwar illegal, wurde aber toleriert, sofern sie sich staatlicher Kontrolle unterstellte, vorzugsweise in einem Bordell, wo sich die vorgeschriebenen regelmäßigen Untersuchungen der dort arbeitenden Frauen auf Geschlechtskrankheiten am einfachsten organisieren ließen. Denn die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten diene als Hauptmotiv, die Prostitution zu bekämpfen, gefolgt von einem vielstimmig beklagten moralischen Verfall. Die Verantwortung für beides wurde freilich den „käuflichen Frauen“ zugeschrieben. Die involvierten Männer ebenfalls konsequent in den Blick zu nehmen, dazu konnten sich die staatlichen Behörden selbst während des Ersten Weltkrieges nicht durchringen, als Ärzte dies angesichts der hohen Infektionsraten in der Truppe mit Nachdruck forderten.

Die „Welt der Prostitution“ in der späten Habsburgermonarchie war, wie Wingfields Analyse erweist, eine vielsprachige, multikulturelle und von Migration geprägte. Sie war aber auch eine Sphäre, auf die die „bessere Gesellschaft“ ihre Ängste und Vorurteile projizierte, namentlich ging es um die Abgrenzung „nach unten“, von der Arbeiterklasse, und von vermeintlich Anderen, an erster Stelle den (Ost-) Juden; wurden Prostitution und Mädchenhandel doch vorrangig mit Juden aus Galizien und der Bukowina in Verbindung gebracht. Dem Thema „Mädchenhandel“, das in den Jahren vor Kriegsausbruch die Zeitungsseiten füllte, gilt ein ganzes Kapitel des Buches. Hier geht es um sexuell aufgeladene antisemitische und xenophobe Stereotype, um Migrationswege in eine sich globalisierende Welt sowie um die Bemühungen staatlicher Akteure und bürgerlicher Vereine, junge Frauen davon abzuhalten, Versprechungen auf ein besseres Leben im nahen oder fernen Ausland leichtfertig zu folgen. Nicht alle dieser jungen Frauen zeigten sich indessen dankbar für die Fürsorge von Seiten besorgter Bürger, nicht jede von ihnen, die allei-

ne auf Reisen war, befand sich auf dem Weg in ein Bordell in – sagen wir – Rio de Janeiro.

Bemerkenswert ist, wie bereitwillig die Bevölkerung an der Kontrolle und Regulierung von Prostitution mitarbeitete. Wingfield liefert eine lange Reihe von Beispielen, in denen Bürger gegen Bordelle in ihrer Stadt kämpften, sich über (angebliche) Prostituierte beschwerten oder Nachbarinnen, denen sie einen unsteten oder auch nur auffällig luxuriösen Lebenswandel unterstellten, bei der Polizei anzeigten. Sie erklärt dieses Engagement mit der moralischen Panik angesichts der raschen Modernisierung, die mit veränderten Geschlechterrollen und dem Wandel der Sexualmoral einherging. Der Aktionismus richtete sich nahezu ausschließlich auf Frauen, die „gerettet“ oder kontrolliert und diszipliniert werden sollten.

Während des Krieges nahm diese Obsession noch einmal zu, Denunziationen häuften sich: Frauen, die nicht der bürgerlichen Norm entsprachen, wurden als Gefahr für die „Volksgesundheit“ angesehen und nicht selten mit dem Feind identifiziert, zumal wenn sie jüdisch waren oder aus den östlichen Gebieten der Monarchie stammten. Militärische und staatliche Institutionen drangen mit immer neuen Kontrollen zunehmend tiefer in das Privatleben insbesondere von Frauen aus der Arbeiterschicht ein.

Dieser relativ knappe letzte Abschnitt über die Kriegsjahre bestätigt noch einmal das Ergebnis der detaillierten Analyse des Riehl-Prozesses und seiner monarchieweiten Rezeption im ersten Teil des Buches. Im Thema Prostitution liefen verschiedene Diskurse zusammen, überlagerten sich und verstärkten einander. Vordergrund ging es vor allem um den Schutz von öffentlicher Gesundheit und Moral und darum, welche Ordnungsaufgaben der Staat leisten sollte, der sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit den Anforderungen der gewaltigen Modernisierung und schließlich mit einer militärischen Kraftanstrengung konfrontiert sah, an der er scheitern sollte. Im Kern wurden indessen ganz andere, grundlegendere Themen verhandelt: Fragen der gesellschaftlichen Zugehörigkeit, der bürgerlichen Kultur und der sexuellen Normen für Frauen und Männer.

Dass dieser Aushandlungsprozess mit dem Zerfall der Monarchie 1918 nicht beendet war, deutet der Ausblick am Ende des letzten Kapitels an: Zum Erbe der Nachfolgestaaten gehörte auch die halbherzig begonnene Reform des regulationistischen Systems, deren hauptsächlicher „Fortschritt“ darin bestanden hatte, die Kontrolle über Frauen und ihre Körper zu erhöhen.

Nancy M. Wingfield hat die dabei entstandenen Dokumente, Zeugnisse spätösterreichischer Bürokratie, mit scharfem Blick auf Spuren gelesen, die die Kontrollierten hinterlassen haben. Sie kann, wie sie selbst schreibt, nur einen kleinen Teil ihrer Geschichten erzählen. (S. 15) In dem beeindruckenden Porträt der späten Habsburgermonarchie, das sie vermittelt über Prostitution entwirft, sind daher die staatlichen Akteure und die Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft deutlicher zu erkennen als die zumeist aus dem Proletariat stammenden Frauen, die ihren Unterhalt mit käuflichem Sex bestritten. Was aber von ihren Charakteren, Hoffnungen und Entscheidungen aufblitzt, belebt das Gesamtbild ungeheuer.

„The World of Prostitution“ bietet einen detailreichen Überblick über die erfolglosen Versuche der späten Habsburgermonarchie, die Regulation von Prostitution

zu reformieren, ohne wirklich etwas zu verändern. Damit fügt sich Nancy M. Wingfields jüngstes Werk vorzüglich in die inzwischen beachtliche Reihe von Studien zu Prostitutionspolitiken des 19. und 20. Jahrhunderts ein. Die Darstellung ist dank der Originalzitate aus Gerichtsdokumenten, Polizeiberichten und der zeitgenössischen Presse außerordentlich lebendig. Lediglich das Fazit scheint etwas kurz geraten zu sein, hier vermisst man die abschließende Einordnung in das große Ganze, in die Geschichte der Geschlechter- und Klassenverhältnisse im späten und zerfallenden österreichisch-ungarischen Imperium. Solche Überlegungen finden sich eher in der Einleitung und in manchen der Kapitelzusammenfassungen. Doch zweifellos ist Wingfields „World of Prostitution“ ein wegweisendes Buch. Es wurde 2018 mit dem Book Award des Center for Austrian Studies ausgezeichnet.

München

Christiane Brenner

*Fasora, Lukáš/Hiebl, Ewald/Popelka, Petr (Hgg.): Generationen in der Geschichte des langen 20. Jahrhunderts – methodisch-theoretische Reflexionen.*

LIT, Wien 2017, 208 S. (Mittleuropäische historische Perspektiven/Central European Historical Perspectives 1), ISBN 978-3-643-50750-1.

Der Begriff der „Generation“ ist wohl das ewige Talent unter den Grundbegriffen der historischen Forschung. Einerseits ist er allgegenwärtig und wird mit einer gewissen Regelmäßigkeit als grundsätzliche Analysekatgorie einer sozialwissenschaftlich orientierten Geschichtswissenschaft angeführt. Andererseits verwenden vor allem historische Generationenforscher ihn nie gratis, sondern immer mit dem Hinweis auf seine Unschärfen und seine fragwürdige Stellung als Kategorie kollektiver Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Denn es bleibt offen, inwieweit „Generationeneinheiten“ (um den Mannheimschen Begriff zu verwenden) langfristig kollektive Handlungen sinnvoll zugeschrieben werden können.

Teil des Problems ist, dass die historische Generationenforschung weder über Karl Mannheims grundlegenden Aufsatz vom „Problem der Generationen“ (1928) hinausgekommen ist, noch diesen kritiklos übernehmen will. Das beweist auch der vorliegende Band mit dem Titel „Generationen in der Geschichte des langen 20. Jahrhunderts – methodisch-theoretische Reflexionen“. Er bildet zugleich den Auftakt für eine Reihe zu „Mittleuropäischen historischen Perspektiven“ des LIT-Verlags, die ebenfalls von den Herausgebern Lukáš Fasora, Ewald Hiebl und Petr Popelka verantwortet wird.

Die angekündigten „methodisch-theoretischen Reflexionen“ sind Programm, so dass die Empirie der Generationenforschung im Band insgesamt eine geringere Rolle spielt. In zwölf Beiträgen machen sich die Autorinnen und Autoren Gedanken über Sinn und Zweck des Generationenbegriffs. Alle können aus ihren eigenen Forschungen schöpfen, und tun das mit unterschiedlicher Intensität. Nach einem Vorwort der Herausgeber, das den Band im Grunde als verschriftlichten Workshop einordnet, geht zunächst Michael Corsten auf die Implikationen des Mannheimschen Begriffs ein und weist einleuchtend darauf hin, dass Mannheims Generationenbegriff tatsächlich an ein entwicklungspsychologisches Paradigma anknüpft, ohne dessen gesellschaftliche Konstruiertheit zu übersehen. Auf gesellschaftlicher

Ebene markieren Sozialgenerationen nach Corsten vor allem aber Umbrüche und Krisen. Sie sind also aussagekräftige Indikatoren „weltgeschichtlicher Periodisierungen“, d.h. Zäsuren. Ebenfalls hatte bereits Mannheim angedeutet, dass sich Generationen in diesem Sinne zwar auf objektivierbare Sachverhalte stützen, Generationeneinheiten in der Regel jedoch retrospektiv entstehen und sich immer wieder aufs Neue rekonstruieren. Damit ist auch die Frage nach der gesellschaftlichen Durchsetzungskraft einer spezifischen, kollektiv verbindlichen „Erlebnisschichtung“ verbunden. Von grundlegender Wichtigkeit ist auch Corstens Hinweis, dass moderne Sozialgenerationen ohne eine massenmediale Vermittlung kaum entstehen können. Corsten schließt seine Betrachtungen mit einer Gegenüberstellung jeweils zweier Generationen in der Folge des Ersten Weltkriegs im Deutschen Reich und in Großbritannien.

Im Anschluss analysiert Hanns Haas die Generationenbeziehung der aus dem Umland von Bratislava/Pressburg stammenden deutschen Pfarrerstochter Edith Scherer anhand ihres Tagebuchs aus den Jahren 1939-1942. Dieser Beitrag ist insofern wertvoll, weil er das Potenzial des Generationenbegriffs andeutet, in dem individuell empfundene Erfahrungen mit einer spezifischen historischen kollektiven „Lagerung“ verbunden werden. Scherers Übernahme offizieller Sprachregelungen und ihre Einschreibung in ein junges NS-Kollektiv, das zu großen Teilen auch medial vermittelt wurde, regt zu vergleichenden Perspektiven auf ähnliche Erfahrungen im Einflussbereich des Nationalsozialismus an.

Judith Pál und Vlad Popovici greifen in ihrem Beitrag wiederum auf Daten aus ihrem langfristigen Projekt zur statistischen Erfassung der politischen Elite Transsilvaniens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Nicht nur ist die empirische Dichte des Beitrags beeindruckend, Pál und Popovici gelingt es als Einzigen in dem Band auch, eine soziologische Kohortenanalyse direkt mit der Vorstellung sozialer und politischer Generationen zu konfrontieren. Dabei zeigt sich eindrucksvoll, dass die Vorstellung von „Generationen“ sich zwar anhand der Daten bewähren muss, jedoch auf zuvor getroffenen Festlegungen beruht, die sich eben nicht aus der Empirie ergeben.

Lukáš Fasora untersucht anschließend die Frage eines Generationenkonflikts in der tschechischen Sozialdemokratie nach 1920. Er tritt dem Begriff mit etwas Skepsis entgegen und weist zu Recht darauf hin, dass gesamtgesellschaftliche Konflikte sich zwar auch generationell niederschlugen, damit jedoch nicht umfassend erklärt sind. Anhand seiner Überlegungen zum jungen sozialistischen und kommunistischen Milieu gibt er noch den wichtigen Hinweis, die Selbstbeschreibung als „Kommunist“ stärker als Phänomen einer generationellen Konjunktur denn als reine politische Richtungsentscheidung wahrzunehmen.

Ebenso wie Fasora beschäftigt sich Tomáš Dvořák sehr ausführlich mit der Problematik, überhaupt von Generationen sprechen zu können. Am Beispiel der Heimatvertriebenen Deutschen weist er die Verabsolutierung des Generationenkonzepts eher zurück und stuft es als eines von mehreren Formierungsmerkmalen der kollektiven Identität der Vertriebenen ein.

Wojciech Pieniazeks Beitrag knüpft wiederum an die individuelle Perspektive von Haas an, indem er zwei oberschlesische Lebensläufe, nämlich die von Wojciech

Korfanty und Carl Ullitzka, gegenüberstellt. Beide sind ihm Belege für eine Generation von Aufsteigern, die vor allem die expansive staatliche Förderung zu Ende des 19. Jahrhunderts nutzten, um unter ähnlichen Voraussetzungen soziale Schranken zu überwinden und sich – auf allerdings sehr unterschiedliche Weise – in gesellschaftliche Narrative einzuschreiben. Während Ullitzka ein gemäßigter Fürsprecher eines deutschen Oberschlesiens wurde, entwickelte sich Korfanty zu einem Vertreter des polnischen Nationalismus. Auffällig war bei beiden, dass sie die Höhepunkte ihrer individuellen Karrieren relativ synchron erreichten, wenn auch mit völlig unterschiedlichen Haltungen.

Petr Popelka will in seinem Artikel über die Generationen in mitteleuropäischen Familienunternehmen vor dem Ersten Weltkrieg die familiäre Generationenforschung einbinden, obgleich sie sich von der Sozialgeneration deutlich unterscheidet. Auch Popelka, der vor allem einen tiefen Einblick in die Unternehmensgeschichte bietet, ist bei der Verwendung des Generationenbegriffs skeptisch, da im Rahmen der Familie eher die Frage von Kontinuität und Diskontinuität als von kollektiver Prägung im Vordergrund steht – ein Gedanke, der zu Ende des Bandes von Eva Schöffler noch einmal aufgegriffen wird.

Jiří Hanuš Überlegungen zu tschechischen Priestergenerationen sind mehr impressionistisch und bieten einen breiten, aber nicht vertieften Überblick über die Strukturvoraussetzungen katholischer Geistlicher in der tschechischen Gesellschaft. Hanuš weist auf das Potenzial der Priesterweihe als generationeller Formierungsfaktor hin. In seinem Text über Generationenlagen in der deutschböhmisches und sudetendeutschen Wissenschaft geht Jiří Němec ebenfalls primär auf die Forschung ein und stellt die Frage, wie weit der Generationenbegriff hier tragfähig sei. Insbesondere bei Wissenschaftskulturen ist nämlich durchaus unklar, wodurch sich eine Generation auszeichnet, konkurriert der Begriff doch stark mit der Vorstellung von „Schulbildungen“. Insbesondere die untersuchte deutschsprachige Wissenschaft sei außerdem zahlenmäßig zu klein, um erfolgreich eine breite kollektive Prägung diagnostizieren zu können.

Denisa Nečasová nutzt ihre Studien über den Tschechoslowakischen Jugendverband (*Československý svaz mládeže*), um auf die Relevanz der Kategorie Gender bei Generationenuntersuchungen hinzuweisen. Zu Recht stellt sie fest, dass die (Fremd-)Zuschreibung einer jungen Generation des kommunistischen Nachwuchses über hierarchische und patriarchale Attribute geschah. Zudem war es gerade die homogenisierende Beschreibung der „Jugend“, hinter der sich eine stark männlich geprägte soziale Ordnung verbarg. Ein weiteres Motiv, das Nečasová thematisiert, ist die Beschreibung von Folgegenerationen als „verweichlicht“ und epigonenhaft.

Ewald Hiebl schöpft aus seiner Forschung zu „1968“ in Salzburg. Er kann dabei erfolgreich nachzeichnen, wie aus konkreten gesellschaftlichen Konflikten tatsächlich eine generationelle Konfrontation entstand, welche die politischen Grenzen zeitweise in der Breite nahezu des gesamten Spektrums überwinden konnte. Eine Schlüsselrolle spielte dabei die Kritik offizieller Amtsträger und von großen Teilen der Presse an der „Jugend“, also letztlich wieder die negativen Fremdzuschreibungen an die „68er“, die von diesen aufgegriffen wurden und zu einer punktuellen Solidarisierung von politisch rechten und linken Gruppen führte. Zugleich weist



Hiebl auf die enorme Dominanz der Generation der „68er“ hin, die wiederum das Problem der Nachfolgenerationen berührt.

Der abschließende Beitrag von Eva Schäffler greift die einleitenden theoretischen Bemerkungen von Corsten noch einmal auf und überprüft sie am deutschen Beispiel kritisch anhand der „Wendegeneration“ von 1989. Schäffler verweist überzeugend auf den Zusammenhang von „horizontaler“ und „vertikaler“ Generationenbildung, der nicht ignoriert werden könne und bei Mannheims ursprünglicher Begriffsbildung etwas im Hintergrund stehe. Sie findet noch einmal einleuchtende Belege dafür, dass Generationen retrospektiv konstruiert werden – gleichsam jedoch immer schon da waren –, dass es aber vor allem eine Dialektik zwischen Fremd- und Selbstbeschreibung von Generationen gibt.

Es ist die Leistung des Bandes, die Frage nach einer länderübergreifenden (ost-)mitteleuropäischen Generationenlage zwar nicht beantwortet, aber erfolgreich thematisiert zu haben. „Generation“ wird als geschichtlicher Leit- und Grundbegriff umstritten bleiben, was der Band aber – eher implizit – zeigt, ist das Potenzial des Begriffs für Vergleiche, die sich insbesondere im Raum Ostmitteleuropa anbieten.

Prag

Johannes Gleixner

*Knapík, Jiří/Franc, Martin u. a.: Mezi pionýrským šátkem a mopedem. Děti, mládež a socialismus v českých zemích 1948-1970 [Zwischen Pionierhalstuch und Moped. Kinder, Jugendliche und der Sozialismus in den böhmischen Ländern 1948-1970].*

Academia, Praha 2018, 727 S. (Šťastné zítřky 30), ISBN 978-80-200-2890-7.

Im Prozess seiner Entstehung muss ein Staat seine Legitimität und Macht in unterschiedlichen Kontexten behaupten. Eine Möglichkeit dazu besteht nach Bourdieu darin, das symbolische Kapital zu erhöhen, zu dem seit Ende des 19. Jahrhunderts auch Kinder gezählt werden.<sup>1</sup> Als die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (KSČ) im Februar 1948 die Macht übernahm, entstand zwar kein im eigentlichen Sinne neuer Staat, dennoch musste die neue politische Führung ihre Position geltend machen. Kindern und Jugendlichen wurde dabei eine bedeutende Rolle zugesprochen, galten sie doch als „Garantie für die Unwiderlegbarkeit der grundlegenden Gesellschaftsveränderungen“ (S. 37). Sie sollten zu neuen „sozialistischen Menschen“ und künftigen Trägern des kommunistischen Regimes erzogen werden. Die staatliche Politik gegenüber Kindern und Jugendlichen in der sozialistischen Tschechoslowakei ist das Thema des handbuchartigen Readers, den ein Autorenkollektiv unter der Leitung von Jiří Knapík und Martin Franc vorgelegt hat. Zeitlich konzentriert sich der Band zwar auf die Jahre zwischen 1948 und 1970, einzelne Beiträge bieten jedoch einen Ausblick auf die Entwicklung bis 1989.

In fünf Kapiteln werden den Leserinnen und Lesern der institutionelle Rahmen, die materielle Welt von Kindern und Jugendlichen, spezifische Aspekte des Auf-

<sup>1</sup> Zum symbolischen Kapital vgl. *Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns.* Frankfurt am Main 1998, 102-109; *Winkler, Martina: Kindheitsgeschichte. Eine Einführung.* Göttingen 2017, 104.

wachsens in der sozialistischen Tschechoslowakei sowie – zumindest in Ansätzen – subjektive Erfahrungen einzelner Akteure präsentiert. Parallel dazu ist das Buch in drei Bereiche strukturiert. Der erste gilt der Öffentlichkeit, hier wird das „ideale“ Bild von Kindheit und Jugend rekonstruiert, wie es Politiker und zeitgenössische Experten entwarfen. Im zweiten geht es um die Sphäre, die öffentlichen Institutionen nicht unmittelbar ausgesetzt war, also um die Familie und die nicht organisierte Freizeit. Der letzte Teil ist dem Individuum gewidmet, hier werden kulturelle Stereotype und ihre Veränderungen in den 1950er und 1960er Jahren untersucht.

Sehr überzeugend und auf breiter Quellenbasis präsentieren die Autorinnen und Autoren die Entwicklung der Kinder- bzw. Jugendpolitik des kommunistischen Regimes in der Tschechoslowakei chronologisch in drei mit größeren politischen, sozialen und ökonomischen Veränderungen einhergehenden Zeitschritten. Ende der 1940er bis Mitte der 1950er Jahre, in den sogenannten Aufbaujahren des Sozialismus, galt die Welt der Kinder in offizieller Sicht lediglich als Variante der Erwachsenenwelt. Die schulische wie außerschulische Erziehung sollte nach sowjetischem Muster umgestaltet und planmäßig optimiert werden. In den späten 1950er und frühen 1960er Jahren begann eine neue Phase: Zum einen galt der Sozialismus als verwirklicht, zum anderen wurden bestimmte Dogmen wie das Gebot der kollektiven Erziehung relativiert. Zwar zeigte der Staat ein starkes Interesse daran, möglichst viele Kinder im System der Massenorganisationen zu erfassen. Doch wurde nun viel stärker als zuvor auf die Bedürfnisse der einzelnen Altersgruppen wie auch der Geschlechter geachtet. Zudem begannen Experten eine wichtige Rolle zu spielen; darunter vor allem Psychologen und Pädagogen, die auf die Bedeutung der emotionalen Welt der jungen Generation hinwiesen. Für die Kinder- und Jugendpolitik stellte die Niederschlagung des Prager Frühlings eine tiefe Zäsur dar. Auch wenn sich die während der sogenannten Normalisierung reorganisierten Massenorganisationen für Kinder und Jugendliche als veränderungsfähig erwiesen, blieb der staatliche Anspruch, den Nachwuchs zu erfassen, zu führen und zu kontrollieren, bis 1989 unerschüttert.

Indem sie die Vorstellungen der KSČ von Kindheit mit der tatsächlichen Lage der Kinder in der Tschechoslowakei und diese mit der Situation von Kindern in anderen Ländern auf beiden Seiten des „Eisernen Vorhangs“ vergleichen, gelangen die Autorinnen und Autoren zu dem Schluss, dass man weder von einer „sozialistischen Kindheit“ noch von einer „sozialistischen Jugend“ sprechen kann. Sie bevorzugen die Bezeichnung „Kindheit und Jugend zur Zeit des Sozialismus“ (S. 657).

Wie die Herausgeber selbst einräumen, konnten sie trotz des gewaltigen Umfangs des Buches bei weitem nicht alle Aspekte der Kindheit und Jugend berücksichtigen. Um dies teilweise zu kompensieren, sind die großen Kapitel um Exkurse ergänzt, die einerseits einzelne Themen wie Sport, Filmkultur, Partnerschaft und Sexualität vertiefen, andererseits auf besondere Gruppen eingehen wie die koreanischen und griechischen Kinder in der Tschechoslowakei. Dieses Bemühen um ein vielfältigeres Bild von Kindheiten und Kindern ist anerkennenswert, dennoch bleiben wichtige Fragen offen. Diese ergeben sich vor allem aus dem Zugang zum Thema und der Quellenbasis eines großen Teils der Kapitel. So werden die Differenzen zwischen den ideologischen Vorstellungen und der Wirklichkeit, die die Autorinnen und Autoren in

ihren Untersuchungen herausarbeiten, überwiegend auf der offiziellen Ebene belegt. Die Perspektive der Kinder und Familien bleibt dagegen weitgehend unberücksichtigt. Das gilt im Besonderen für Kinder aus Familien, die vom Regime aus politischen Gründen verfolgt oder aufgrund ihrer ethnischen oder sozialen Zugehörigkeit marginalisiert wurden. Zwar wird eingangs thematisiert, dass das staatliche Erziehungssystem Kinder je nach ihrer Herkunft privilegierte oder diskriminierte (S. 32 f.), dieser Aspekt wird dann aber nicht mehr aufgenommen. Selbst die Problematik der Roma-Kinder, denen die Politik, wie ein flüchtiger Blick in zeitgenössische Archivakten zeigt, viel Aufmerksamkeit widmete, wird nur kurz erwähnt. (S. 598 f.)

Präsentiert das Buch Kinder und Jugendliche über weite Strecken als Objekte staatlicher Politik und nicht als selbstständig handelnde historische Akteure, ist das letzte Kapitel zu „Kindheit und Jugend in Erinnerungen“ ihren subjektiven Erfahrungen gewidmet. Mit einer Fragebogenstudie gehen die Autorinnen und Autoren über die Grenzen der Geschichtswissenschaft hinaus, wodurch die gesamte Arbeit eine wichtige Perspektive dazugewinnt. Jedoch ist das Potenzial dieser Methode nicht zur Gänze genutzt und die Leserinnen und Leser müssten bei manchen Zitaten mehr angeleitet werden.

Außer Frage steht, dass das von Jiří Knapík und Martin Franc herausgegebene Werk nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Geschichte von Kindheit und Jugend, sondern darüber hinaus zur Geschichte der Tschechoslowakei während des Staatssozialismus leistet. Besonders hervorzuheben ist die gründliche Ausarbeitung der institutionellen Rahmenbedingungen der Kindheit und Jugend und ihrer Entwicklung in mehr als zwei Dekaden kommunistischer Herrschaft in der Tschechoslowakei. Wer künftig zu Kindheit und Jugend in der sozialistischen Tschechoslowakei und darüber hinaus forscht, wird von dieser Arbeit sehr profitieren.

Augsburg, Ústí nad Labem

Michal Korhel

*Nithammer, Jasmin: Grenzen des Sozialismus zu Land und zu Wasser. Die tschechoslowakische Landgrenze und die polnische Seegrenze im Vergleich (1948-1968).*

Verlag Herder-Institut, Marburg 2019, 235 S. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung 44), ISBN 978-3-87969-444-0.

Zu den charakteristischen Zügen der inneren Entwicklung des kommunistischen Blocks gehörte der Kampf gegen das Eindringen westlicher Einflüsse. Nicht nur Agenten und Schmuggler verbotener Literatur fanden sich im Visier der Grenz- und Ordnungshüter in den Staaten östlich des Eisernen Vorhangs wieder, sondern schlichtweg alle, die aus Sicht des kommunistischen Regimes versuchten, ihre Kultur und Ideologie zu verbreiten. Zwar war dieser Kampf nicht während der gesamten Existenz des Ostblocks im gleichen Maße intensiv, insbesondere wenn es darum ging, Sympathien für die westliche Kultur entgegenzuwirken. Die Bedeutung der Grenzen zu den westlichen Staaten änderte sich in ihrem Wesen jedoch nicht, sie blieben ein imaginärer Wall, der vor dem angenommenen Angriff aus dem Westen schützte.

Die Grenzen wurden so durch ihre strenge Bewachung zu einem durchdachten Mechanismus innerhalb der Funktionsweise des Staates. Natürlich betraf diese Situation nur die unmittelbar an den Westen angrenzenden Länder. Für einen wissenschaftlichen Vergleich den Grenzschutz in eben solchen Staaten heranzuziehen, bietet sich somit an. Jasmin Nithammer wählte die Tschechoslowakei und Polen für den Vergleich. Auf diese Weise stellt sie sich gleichzeitig eine sehr schwierige Aufgabe für ihr Buch, das aus ihrem Dissertationsprojekt hervorging. Der Charakter der Westgrenzen unterschied sich in beiden Ländern erheblich. Die Tschechoslowakei grenzte unmittelbar an Österreich und die Bundesrepublik Deutschland. Aufgrund der vom kommunistischen Regime genährten Furcht vor Revanchismus steckten die Grenzsteine zu diesen Staaten im Grunde eine Frontlinie ab. Polen dagegen grenzte nur über die Ostsee an den Westen, wobei zwischen der Grenze des polnischen Hoheitsgebietes und jener der westlichen Anrainerstaaten natürlich noch die internationalen Gewässer lagen. Eine direkte Grenze bestand somit nicht. Der Schutz beider Grenztypen unterschied sich deutlich und es stellt sich die Frage, ob man nicht besser ähnliche Grenztypen vergleichen sollte – zum Beispiel die der Tschechoslowakei und der Deutschen Demokratischen Republik. Während die Grenzen zu Österreich und der Bundesrepublik unmittelbar waren, stellte die Seegrenze aus Sicht der kommunistischen Sicherheitsorgane ein geringeres Risiko dar. Wenn es einem Flüchtenden gelang, z.B. im Böhmerwald die Grenze zu übertreten, so befand er sich augenblicklich auf dem Territorium des Nachbarstaates und war damit in Sicherheit. Über das Meer zu flüchten, war nicht nur hinsichtlich der Wetterbedingungen gefährlich, sondern auch sehr ineffektiv. Die Überfahrt dauerte lange und die moderne Technik war in der Lage, jedes unangemeldete Wasserfahrzeug relativ leicht zu entdecken.

Darüber hinaus wurde die Westgrenze, wie die Autorin unterstreicht, in beiden Staaten unterschiedlich wahrgenommen. Während die tschechoslowakischen kommunistischen Funktionäre die Grenzlinie als Barriere und Verteidigungslinie ansahen, betrachtete die polnische Regierung die Ostsee als Grenze, die nicht trennte. Das Bild des „Feindes des Sozialismus“, wie wir es in der Tschechoslowakei antreffen, spielte in Polen eine eher untergeordnete Rolle. Nithammer zufolge stellte die Propaganda hier die Rolle der Grenze als Schutz vor kriminellen Elementen stärker heraus. Diese unterschiedlichen Ansichten sind beim Aufbau des Grenzschutzsystems gut zu erkennen. Die Tschechoslowakei steckte eine Grenzzone ab, die nur mit einem speziellen Passierschein betreten werden konnte. So wurde aus dem Landstreifen an der Westgrenze im Grunde genommen ein geschlossenes Gebiet. Während die Angehörigen der polnischen Grenztruppen (*Wojsko Ochrony Pogranicza*) bei ihrem Dienst auf den Wachbooten eher an Seekrankheit litten, war es bei den Mitgliedern der tschechoslowakischen Grenzschutz (Pohraniční stráž) wiederum die Isolation von der restlichen Welt. In den Grenzzone zur BRD und Österreich gestatteten die Behörden zwar mit spezieller Erlaubnis zu fischen und zu jagen, aber das ließ sich nicht mit der Popularität der Ostseeküste vergleichen, die ein gefragter Urlaubsort war. Obwohl auch hier eine Schutzzone existierte, war das Regime – wie die Autorin nachweist – wohlwollender. In manchen Abschnitten gab es aufgrund des Tourismus gar keine Einschränkungen. Hier werden also bedeutsa-

me Unterschiede zur Tschechoslowakei ersichtlich, wo die Grenzwa­che – außer in den Jahren 1966 bis 1972, als sie dem Nationalen Verteidigungsministerium unter­stand – dem Innenministerium (bzw. Ministerium für öffentliche Sicherheit) unter­stellt war.

Das hieß jedoch nicht, dass die polnische Staatsführung nicht das Eindringen von Agenten aus dem Westen fürchtete. Die Kontrollmechanismen richteten sich deshalb vor allem auf Fischerboote (Fischer wurden als „unzuverlässige Elemente“ ange­sehen) und auf Ankerplätze, die Buchten oder Häfen vorgelagert waren. Ein effektiver Grenzschutz war allerdings ohne eine enge Zusammenarbeit mit der einheimischen Bevölkerung undenkbar, ein Punkt, dem die Autorin berechnete Aufmerksamkeit widmet. Auch hier sind bestimmte Unterschiede ersichtlich. Die Maßnahmen an der tschechoslowakischen Grenze waren eindeutig härter, die Einwohner wurden syste­matisch überprüft. Nithammer stellt die Überlegungen von Funktionären des tschechoslowakischen und des polnischen Grenzschutzes zur Zusammenarbeit mit Einheimischen ausführlich vor. Das war die Theorie. Wie aber sah es in der Praxis aus? Wie wurden die von der Autorin angedeuteten Überlegungen umgesetzt? Im vor­liegenden Buch finden sich zwar einige Beispiele der Zusammenarbeit mit der Be­völkerung, auch mit Jugendlichen, nichtsdestotrotz stützen sie sich größtenteils auf Beiträge aus der zeitgenössischen Presse, die vor allem Propagandazwecken dienen (die Mitarbeit polnischer Pfadfinder wird nur anhand eines zeitgenössischen Arti­kels demonstriert). Ohne ein tiefgehendes Studium von Archivdokumenten lässt sich jedoch die Zusammenarbeit zwischen Grenzern und Einheimischen sowie auch die Rolle der Grenze und der Grenzzone in der Gesellschaft nicht näher erklären. Nithammers Buch bietet in dieser Hinsicht vor allem einen Anhaltspunkt für wei­tere Untersuchungen.

Gerade weil das Buch von Jasmin Nithammer die Problematik des Schutzes der Westgrenze in Polen und der Tschechoslowakei eher grundsätzlich skizziert, wird es vor allem für diejenigen Leserinnen und Leser von Nutzen sein, die nicht die Mög­lichkeit haben, in slawischen Sprachen erschienene Arbeiten zu lesen. Als gewisser Nachteil ist die etwas unglückliche chronologische Eingrenzung auf die Jahre 1948-1968 zu werten. Es bleibt unklar, warum die Autorin ausgerechnet diese Jahre wähl­te, zumal sie ihre Ausführungen teilweise bis an das Ende der 1980er Jahre ausdehnt. (S. 103, 107) Für eine solche Überblicksarbeit wäre ein abgeschlossener chronologi­scher Rahmen förderlicher gewesen und zwar der gesamte Zeitraum der Zuge­hörigkeit Polens und der Tschechoslowakei zum Ostblock. Damit könnten die Ver­änderungen im Grenzschutz besser erfasst werden, vor allem im Hinblick auf die innenpolitische Entwicklung beider Staaten. Bei den Registern fällt eine ungenaue Ausführung auf: Eine Reihe von Namen und Bezeichnungen, die im Text vorkom­men, sind hier nicht aufgeführt.

Trotz dieser Anmerkungen ist Jasmin Nithammers Buch zu begrüßen. Die Auto­rin hat einen guten Überblick über die Quellen und arbeitet sorgfältig mit ihnen. Ein Blick in die Publikation ist für jeden zu empfehlen, der sich mit dem Grenzschutz in den Staaten des Ostblocks beschäftigen möchte.

*Christian, Michel: Camarades ou apparatchiks? Les communistes en RDA et en Tchécoslovaquie, 1945-1989.*

Presses universitaires de France, Paris 2016, 400 pp., ISBN 978-2-13-063504-8.

Michel Christian's study echoes the growing interest in scholarship on the social history of ruling communist parties by offering a complex long-term comparison. With its choice of the SED and the KSČ, the book compares parties that in many respects were the two most similar in the Bloc. Both the domination within the two parties and the interaction between them and their respective broader society are explored. Christian's primary focus on the lowest levels of the parties does not prevent him from examining their overall political transformation. It was, he argues, precisely at the level of basic organisations where power and society intersected. A stronger emphasis is placed on the 1950s and 1960s, but the years of "normalisation" or "developed socialism" in the 1970s and 1980s are substantially represented as well.

The scope of Christian's scholarship is impressive, based as it is on a vast body of central and regional archival material from both the Czech Republic and Germany. While focusing on membership composition, the study also portrays the major shifts in the parties' institutional shape and inner workings with great sophistication. The first part analyses the period of the making of the SED and the KSČ in the late 1940s and the early 1950s, depicting the social, religious, ethnic, gender and political background of their members (including former Social Democrats and NSDAP members). These structural analyses are essential for a better understanding of the parties' reaction to the working-class upheavals of 1953 in the GDR and Czechoslovakia. The second part examines the 1950s as the decade of the "construction of socialism." While still giving space to statistics (recruitment, turnover of functionaries etc.), this section shifts emphasis towards the "party life" at the level of basic organisations, with the cadre system, ideological education and the practice of party meetings represented in great detail. It is from this perspective that major events such as the Slánský affair of 1952, the 20<sup>th</sup> Congress of the CPSU and the Hungarian Uprising of 1956 are examined, displaying the heterogeneity of positions and a sense of uncertainty in the party base. Christian's treatment of the 1960s is likewise nonstandard, as he takes issue with the teleological reading of the decade as a mere prelude to the Prague Spring. By contrast, he points out the stabilisation of the apparatus and of "party life" as well as the increasing integration of the parties within society, manifested as it was in the growing membership of professional classes and intelligentsia. The mode of domination within the parties transformed from disciplinary and punitive procedures to educative measures. For the 1970s and 1980s, Christian underlines both parties' continuing capacity for renewal and integration. Although this stabilisation froze social advancement, it did not prevent the parties from recruiting members from all classes. Only in the late 1980s did recruitment numbers decline significantly, especially among the youth and the working class, mirroring a lukewarm attitude towards perestroika and anticipating the communists' defeatist behaviour in 1989.

Thanks to its well-balanced examination of two cases Michel Christian's pivotal study marks a huge leap forward in the comparative history of state socialism and

sets the stage for further investigations. These might include studies on the social history of the successor parties in the post-communist period, aiming at a better understanding of their ideological diversity that has ranged widely from neo-Stalinist nostalgia and social democracy to tribal nationalism.

Konstanz

Pavel Kolář

*Winkler, Martina: Panzer in Prag. Der fotografische Blick auf die Invasion von 1968.*

C. W. Leske Verlag, Düsseldorf 2018, 229 S., ISBN 978-3-946595-09-0.

Vom 21. bis zum 27. August 1968 erlebte die Tschechoslowakei die dramatischsten Tage ihrer Nachkriegsgeschichte. Truppen des Warschauer Paktes marschierten in das Land ein, Militärflugzeuge landeten an zahlreichen Orten, Panzer und anderes Kriegsgerät rollte über die Grenzen. Das Experiment, einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ zu schaffen, wurde blutig und für den Großteil der Bevölkerung völlig unerwartet beendet. Schock, Ratlosigkeit und Verzweiflung machten sich breit, aber auch Wut, Stolz, Widerstand und Solidarität. Der Protest der Bevölkerung reichte von unermüdlicher Berichterstattung, Blockaden und Sit-ins über Plakate, auf denen der Beschluss der Warschauer-Pakt-Staaten zur Intervention mit dem Münchner Abkommen verglichen wurde, bis hin zu Versuchen, den vorrückenden Truppen die Orientierung dadurch zu erschweren, dass Straßenschilder übermalt oder abmontiert wurden. Zwar wurden auch Barrikaden errichtet und Pflastersteine geworfen, doch insgesamt überwogen Praktiken der Deeskalation und Bemühungen, mit den Soldaten in einen Dialog zu kommen, sowie Aktionen mit Humor und Witz. Die Medien wurden dabei zum wichtigsten Bollwerk für Meinungs- und Pressefreiheit und gegen „Fake News“, wie man heute sagen würde. In den ersten Tagen nach der Invasion wurde – und davon handelt dieser sehr lesens- und betrachtenswerte Band – viel fotografiert. Professionelle Fotografen wie Amateure fingen mit ihren Kameras die Okkupation vorwiegend aus der Perspektive der Besetzten ein. Manche der hierbei entstandenen Filme wurden sogleich entwickelt und an die in- und ausländische Presse weitergegeben, manche fanden erst Monate oder gar Jahre nach der Invasion den (illegalen) Weg ins Ausland, andere lagerten bis 1989 in privaten Fotoalben und Schubladen, wieder andere wurden nie entwickelt.

Obwohl sich die Besatzungsszenarien nahezu überall in der Tschechoslowakei abspielten, avancierte das Bild der Panzer in der Hauptstadt, besonders jener vor dem Rundfunkgebäude und auf dem Wenzelsplatz, zum vielleicht bekanntesten Symbol für die Niederschlagung des Prager Frühlings. Anlässlich von Jahrestagen und Jubiläen sind es vor allem diese Bilder aus Prag, die in den Medien und Ausstellungen an die Niederschlagung und die zivilen Proteste erinnern.

Die Kieler Historikerin Martina Winkler hat für ihr Buch zahlreiche Bilder in öffentlichen und privaten Archiven ausfindig gemacht, sodass sie neben den ikonischen Fotos auch private Fotoalben präsentieren kann. Diese macht sie nicht nur der „scientific community“, sondern mit ihren gut geschriebenen Essays auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich.

Den zwölf Fotoessays, die unterschiedliche Perspektiven auf die Invasion werfen und als Interpretationsangebote für die ausgewählten Fotografien gelesen werden können, sind zwei einführende Kapitel vorangestellt. Das erste bettet die Fotografien in ihren historischen Zusammenhang ein und zeichnet die Chronologie der Ereignisse nach, im zweiten legt die Autorin ihren methodischen Zugang dar, der sich an den „Ideen und Diskussionen der Visual History“ (S. 36) orientiert. Dass Bilder einem „visuellen Regime“ unterliegen, auf „Kulturen des Sehens und Zeigens“ verweisen und somit als diskursive Praxen zu verstehen sind, ist mittlerweile nicht mehr neu, doch fehlt es – gerade in Bezug für die Zeit des Staatssozialismus – an Fallstudien, die die Bilddiskursivität, vor allem auch der amateurhaften Fotografie, in den Blick nehmen.

Nachdem sie diesen wissenschaftlichen Kontext abgesteckt hat, fragt Martina Winkler nach der „Rolle [...] von Fotografien im Rahmen der Ereignisse vom August 1968“, ihren Motiven und Symboliken, bestimmten Traditionslinien und (nationalen) Erzählungen. (S. 36 f.) Die Reihenfolge der einzelnen Essays ist mit Bedacht gewählt (von der Alltagsebene über die politischen Akteure zu allgemeinen kritischen Reflexionen), ebenso die Auswahl der Fotografien, von denen manche als bekannt vorausgesetzt werden können (etwa Josef Koudelkas und Ladislav Bieliks Ikonen), andere zum ersten Mal publiziert wurden.

Dass die Essays mit dem fotografischen Blick auf „Alltag und Invasion“ beginnen, könnte man als programmatischen Einstieg deuten, wurden die Menschen in Prag und anderswo doch mitten in ihrem Alltag überrascht. Und so ist es nur folgerichtig, dass es zunächst die „gewöhnlichen Menschen“ sind, die im Zentrum von Winklers Bildbetrachtungen stehen. Auf diesen Fotografien, hält die Autorin fest, steht das „Dramatische [...] oft neben dem Pragmatischen und Banalen“ (S. 42), der „Ausnahmestandard [...] wird durch die Kontrastierung des Besonderen mit dem Normalen inszeniert“ (S. 45), wie es besonders deutlich wird im Symbol der Aktentasche in der Hand der Männer auf ihrem Weg zur Arbeit, der sie an Panzerkolonnen vorbeiführt. Blicken die einen diesen ratlos hinterher, halten andere drohend, zuweilen unbeholfen, doch mutig, Pflastersteine bereit.

Es folgen Essays über die Rolle Prags, der Prager Brücken und der Panzer als zentrale Bildmotive. Auch hier fallen vor allem die Kontraste auf: der Gegensatz zwischen der an touristischen Sehenswürdigkeiten reichen Stadt und der gewaltigen Zerstörung, zwischen Mensch und Maschine, Recht und Unrecht, Macht und Ohnmacht. Auf den Fotografien sieht man die Militärfahrzeuge nicht nur vor mittelalterlichen Gebäuden und Jugendstilfassaden, sondern in vielen Fällen auch vor modernen Brückenkonstruktionen, Baugerüsten und Bauten der 1960er Jahre. Diese symbolisieren, so Winkler, „den Aufbau der Gesellschaft, [...] den Optimismus und die Zukunftsorientierung Prags“, so dass sich hier ein „Kontrast von Aufbau und Vernichtung“ (S. 71) ergibt.

Bemerkenswert ist zudem die große Zahl an Bildern, auf denen lachende und „diskutierende Menschen, Menschen in Aktion“ (S. 72) abgebildet sind, was der gegenwärtigen massenmedialen Praxis widerspricht, vor allem mit den Porträts weinender, bestürzter, „ohnmächtiger“ Menschen an die Invasion zu erinnern. Schließlich ist auch die Auseinandersetzung mit dem häufigen Motiv des Panzers Nr. 23 zu



erwähnen. Dieser Panzer bildete nach dem Zweiten Weltkrieg das Symbol der Befreiung der Tschechoslowakei von den nationalsozialistischen Okkupanten, er stand also für die positive „Bild- und Erzähltradition vom friedensbringenden Panzer“ und die „ewige Freundschaft“ zwischen der ČSSR und der Sowjetunion. (S. 92) Diese Deutung schlug 1968 in ihr Gegenteil um, der Panzer Nr. 23 wurde zum Sinnbild der Zerstörung. Auch hier haben wir es mit der Praxis der Kontrastierung zu tun.

Weitere Essays greifen Bilder auf, die Prominente zeigen (etwa den legendären Marathonläufer Emil Zátopek, der eine ambivalente Rolle während und nach der Invasion spielte), Kinder, die als Opfer der militärischen Aggression inszeniert wurden und die wie kaum andere Motive an den Emotionen der Betrachter rühren, sowie die Medien, die in dieser Augustwoche eine zentrale Rolle spielten. Häufig sind Zeitung lesende oder Radio hörende Menschen auf den Fotografien zu sehen, doch anders als in Frankreich und Deutschland im Jahr 1968, wo sich die Proteste gegen die Medien richteten, waren sie in der Tschechoslowakei ihre Verbündeten und ihr Sprachrohr. Eine besondere Rolle spielten hier auch die Sonderausgaben von Zeitungen und Zeitschriften, die einen „bewusst komponierten Bildkorpus“ (S. 165) herstellten, der in aussagekräftigen unmissverständlichen Fotografien und wenigen prägnanten Texten von der Unterdrückung der ganzen Nation – symbolisiert etwa durch die blutbefleckte Staatsflagge – erzählten.

Im letzten Kapitel diskutiert Winkler die Bilder vor dem Hintergrund der im Zusammenhang mit dem August 1968 immer wieder zitierten Havelschen Formel „Von der Macht der Ohnmächtigen“ die Machtverhältnisse, die in den Bildern gespiegelt oder vielmehr durch diese (mit)konstruiert werden. Sie gelangt zu dem Schluss, dass die Menschen sehr oft die Handelnden sind, und keineswegs nur passive, ohnmächtige Zuschauer angesichts der militärischen Übermacht: „Reine Hilflosigkeit und passives Entsetzen sind selten. [...] deutlich häufiger werden Menschen sehr aktiv und als Kämpfer in ihrem Entsetzen und ihrem Protest gezeigt“ (S. 210 ff.). Winkler, die mit Alf Lüdtkes Konzept des Eigen-Sinns argumentiert, das „die Bedeutung dominanter Machtstrukturen zwar nicht [...] [leugnet], [...] sie aber auch nicht total [setzt]“ (S. 214), erinnert mit ihrem Buch daran, dass sich viele Menschen in der Tschechoslowakei während der dramatischen Tage nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen auch stolz und aufrecht den Panzern und Soldaten entgegenstellten. Sie taten dies oft mit der Kamera in der Hand und forderten auf diese Weise, so Winklers These, das „Recht zu sehen“ ein, „Sehen und Zeigen als Bürgerpflicht und Menschenrecht“ (S. 218).

In einer gut lesbaren Sprache und kenntnisreich eröffnet Martina Winkler ihren Leserinnen und Lesern eindruckliche Einblicke in die tschechoslowakische Woche.

*Kopeček, Michal (ed.): Architekti dlouhé změny. Expertní kořeny postsocialismu v Československu [Architects of the Long Change. The Expert Roots of Post-Socialism in Czechoslovakia].*

Argo, Filozofická fakulta Univerzity Karlovy, Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 2019, 374 pp. (Historické myšlení 77), ISBN 978-80-257-2808-6 (Argo), 978-80-7308-914-6 (FF UK), 978-80-7285-224-6 (ÚSD).

Thirty years after the changes in east-central Europe of 1989, historians are seeking fresh interpretations of those events, looking for links to longer-term trends and continuities alongside the well-known changes. This work aims to explore one specific theme within that, asking whether the work of experts, understood as highly qualified individuals with the potential to influence society's development, in pre-1989 Czechoslovakia contributed to the apparent triumph of a neoliberal course in later years. The authors chose seven areas: legal studies, enterprise management, management theory, psychotherapy, sociology, ecology and urban planning. This proves to be quite enough to demonstrate that there was no unified experience of experts under normalisation, even if their fate under the democratic regime was often fairly similar. The sources used include archival material – much is now available for the pre-1989 period – published sources and interviews with participants. Most of the book's attention is devoted to the normalisation period, following the thinking and influence of experts, both before and after 1989. In most cases they felt obliged to look back to before 1968, having found significant continuity with ideas developing through the 1960s. Next to the editor Michal Kopeček, who contributed two chapters himself, Tomáš Vilímek, Václav Rameš, Adéla Gjuričová, Matěj Spurný and Petr Roubal contributed to the anthology.

Studying experts in the normalisation period proves remarkably fruitful. The purging of intellectual life after 1968 was very damaging in many, but not all, areas, so that the regime was still blessed with teams of qualified experts to a greater extent than in the 1950s. Enough of them were prepared to make their peace with the new conditions, taking advantage of the degree of independence and of involvement in the international scene that was still available. Some could then prosper under a political system that, rather than the brutal dictatorship of the Stalin period, was based rather on “civilised force.”

This term is explained in the chapter on legal studies. Repression was to be conducted as far as possible under specific laws rather than by arbitrary decisions, and that was often the case. Theoreticians hesitantly formulated the idea of the “socialist legal state,” which could be seen as moving, albeit rather hesitantly, towards the more meaningful concept of the law-governed state, as backed by legal experts active in the dissident community. However, the dominant role in formulating the post-1989 constitution went to individuals who had previously played no prominent role. Both those who had worked within the regime and the most prominent dissidents, former party members who had been active in 1968, were considered unacceptable under the new political conditions.

A common theme in this and several other areas is that the normalisation regime needed experts and that some experts could be tempted in part by the thought that

they were contributing to managing society. To them, the lack of civic involvement was not necessarily a big problem, although they were likely to resent political constraints on the application of their own professional expertise. Some sociologists, although the discipline as a whole was hit quite hard by the post-1968 purge, found a place in efforts to legitimise the regime with the theory of the scientific-technological revolution. Urban planners were remarkably well placed, broadly setting policies expounded even in Politburo resolutions and ensuring that new housing schemes took some account of social needs. They too were not of necessity supporters of civic involvement and suffered a diminution in their role after 1989 amid blanket condemnations of approaches associated with the state socialist past.

Environmental experts present a slightly different history. The regime was sensitive to environmental concerns, but unable to resolve issues of industrial pollution which would have required facing down powerful heavy-industry lobbies. Nevertheless, some degree of civic activism around more local environmental issues was tolerated and expert groups, both in the official and dissident spheres, linked up with wider public concerns. They thereby contributed to delegitimising the regime and seemed on the verge of a bright future after 1989. In practice, they soon faded from view, in part because their philosophy, based on state intervention to support a collective interest, was at odds with the prevailing emphasis on free markets and primacy to independent entrepreneurs.

One rather different case, suggesting more success for inherited expertise, is presented in the chapter on enterprise management. This gives a good account of the working of the pre-1989 system, incorporating information from security police informers who watched the behaviour of managers, but it is not clear that managers should be seen as an expert group and links to post-1989 behaviour are rather tenuous. Much of the new managerial elite was recruited out of the old, but the chapter does not prove that thinking and methods inherited from the past were important to determining who succeeded and how. Indeed, the changed political and economic situation presented opportunities to those with limited regard for rules or to those who could present absurdly ambitious plans for their enterprises. To rise to the top the old career manager had to change, taking forward only parts of their past practices.

In conclusion, the book is successful in contributing to a deeper understanding of the normalisation period and in showing the thinking and influence of expert circles. Some did develop some ideas of value and some contributed to delegitimising the pre-1989 regime but, with the exception of a few individuals who were able to adapt, their later role was for the most part insignificant. The book's hypothesis that their thinking was a significant contributor to the triumph of neoliberalism is not sustained. Reasons for the failure of experts from the normalisation period to wield much influence after 1989 are indicated in individual chapters. Even the apparently well-placed environmental experts would need to have operated in a completely different way under the conditions of political democracy, competing parties and active public opinion. Environmentalists eschewed the road of developing a political party, preferring to be considered still as apolitical scientists and experts. In the words of one, such movements in western Europe tended to appear marginal and unorthodox,

being supported by “homosexuals, radical feminists and the like” (p. 295). Unfortunately, the power of the independent expert without a political base was very limited under the new conditions.

Brussels, Paisley

Martin Myant

*Pelc, Martin: Sport a česká společnost do roku 1939. Osobnosti, instituce, reflexe [Sport und die tschechische Gesellschaft bis 1939. Persönlichkeiten, Institutionen, Reflexionen].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2018, 349 S., ISBN 978-80-7422-660-1.

Die Geschichte des Sports in den böhmischen Ländern ist seit dem 19. Jahrhundert eng mit der Herausbildung einer gemeinsamen nationalen Identität und der gesellschaftlichen Modernisierung verbunden. Eine Studie, die dieses Phänomen umfassend analysiert, liegt allerdings bis heute nicht vor; generell fehlen historische Arbeiten, die das Phänomen Sport in der tschechischen Gesellschaft mit kritischer Distanz betrachten. Einige dieser weißen Flecken möchte der in Opava wirkende Historiker Martin Pelc für die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg füllen.

Pelc geht es nicht darum, seinen Gegenstand enzyklopädisch zu erfassen und auf dieser Grundlage ein traditionelles Narrativ der tschechischen Sportgeschichte zu schreiben. Das macht er schon in den ersten beiden Kapiteln deutlich, die der Theorie gewidmet sind. Es folgen sieben Kapitel zu Einzelthemen, die zum Teil durch Mikrostudien ergänzt werden. Neben einem Überblick über die tschechische Sportforschung leistet der Autor eine begriffliche Klärung und bietet einen Einblick in den Bereich der „sport studies“. Als theoretischen Ansatz für die Analyse der Entwicklung des Sports vom isolierten Zeitvertreib zu einem gesamtgesellschaftlichen Phänomen hat er Bourdieus Feldtheorie gewählt. Pelc geht von der Beobachtung aus, dass Sport – wenn er definiert, kodifiziert, beobachtet und genutzt wird – zu einer Kategorie des gesellschaftlichen Lebens und damit zu einem Teil der kollektiven Identität wird. Diese strukturalistische Ausrichtung deutet sich bereits im Titel des Buches an, der möglicherweise als Anspielung auf Otto Urbans berühmtes Buch „Der Kapitalismus und die tschechische Gesellschaft“ (1978) verstanden werden kann.<sup>1</sup>

Im dritten Kapitel bietet der Autor einige ungewöhnliche Befunde an. Leser, die nicht mit der Geschichte der 1862 entstandenen Sokol-Bewegung vertraut sind, werden vielleicht von ihrer über lange Zeit komplizierten bzw. widersprüchlichen Beziehung zum Sport überrascht sein. Denn Sport wurde – anders als die Körperertüchtigung – als Ausdruck von Leistungsfähigkeit und -bereitschaft, und nicht als Teil der Identität betrachtet. Pelc ordnet diesen Widerspruch überzeugend in die Ambivalenzen der Gesellschaft um die Jahrhundertwende ein, als in der Frage des öffentlichen Turnens die kleinbürgerliche Moral und der Modernisierungsethos neuer Bewegungen aufeinanderprallten. Dabei liefen die Konfliktlinien quer durch

<sup>1</sup> *Urban, Otto: Kapitalismus a česká společnost. K otázkám formování české společnosti v 19. století [Der Kapitalismus und die tschechische Gesellschaft. Zu Fragen der Formierung der tschechischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert].* Praha 2003.

die Sportarten, die Haltungen der Mitglieder waren oft eher von der Generationenzugehörigkeit als von politischen Überzeugungen bestimmt. In seiner konzisen Darstellung streift der Autor unter anderem Fragen zum Einfluss von Mode, zur Bedeutung der Zuschauerschaft und zur Ökonomisierung des Sports. Das Resultat ist eine überzeugende Beschreibung des Prozesses, wie der Sport eine diskursive Bedeutung erlangte, das heißt, es wird klar, wie aus einem marginalen Phänomen eines wurde, zu dem die Mehrheit der Bevölkerung in irgendeiner Weise in Beziehung stand.

Im nächsten Abschnitt können wir die Entstehung des institutionellen Rahmens für den Sport in den böhmischen Ländern bzw. vor allem in Prag ab 1918 nachvollziehen. Beschrieben wird vor allem die ambivalente Haltung der Eliten des neuen Staats zu sportlichen Aktivitäten. Pelc stellt die für viele Leser überraschende These auf, der Sport sei in der neuen Republik institutionell schwach entwickelt worden, was sich unter anderem daran zeigte, dass der Aufbau von Sportstätten nur langsam voranging. Außer dem Sportkomplex in Strahov errichtete die Erste Republik nämlich kein repräsentatives Bauwerk. Der Autor beschreibt einzelne erfolglose Projekte detailliert – leider ohne zu diskutieren, was hinter dem geringen Engagement für den Sport stecken könnte.

Den Wandel des Sports von einem bloßen Zeitvertreib zu einem ernsthaften Feld mit eigenen Geschichten vervollständigt Pelc durch einen Blick auf den Bereich der Kommunikation. Packend schildert er die Verbindungen zwischen Sport und Medien als zwei moderne Instrumente der Herausbildung kollektiver Identität. Dabei ist er sich nicht nur der gesellschaftlichen Veränderungen, sondern auch der Entwicklung des Mediums selbst bewusst. Neben einer Verschiebung in der Wahrnehmung der Rubriken beobachtet er, wie die Medien in gleicher Weise Sport-Berühmtheiten wie auch Presse-Berühmtheiten erschufen. Diese Beobachtung wird in einer schönen Steigerung zum Abschluss des Kapitels am Beispiel des bis heute legendären Radiojournal-Reporters Josef Laufer (1891-1966) illustriert.

Die Tatsache, dass der Sport bald alle gesellschaftlichen Bereiche durchdrang, belegt der Autor an Beobachtungen zum Frauensport, zur Professionalisierung und zum Eindringen des Sports in die Politik. In diesem Abschnitt kommt Pelc' strukturalistischer Ansatz hervorragend zum Tragen, denn auch in der Fülle der Namen geraten überindividuelle Einflüsse an keiner Stelle aus dem Blick. In angemessener Distanz zur oft idealisierten Ersten Republik geht Pelc auf die Ereignisse der Zeit ein, streift den wachsenden Einfluss von Reklame, weist auf mediale Kämpfe und auch manches schmutzige Geschäft hin.

Das nächste, eher als Überblick gehaltene Kapitel ist der wechselseitigen Inspiration von Sport und Kunst gewidmet. Man könnte es als Lese-Intermezzo vor zwei dichteren, theoriegesättigten Passagen auffassen. Doch auch hier erklärt Pelc mit Bourdieu, wie der Sport durch seine künstlerische Verarbeitung in der tschechischen Gesellschaft an Bedeutung gewinnen konnte. Zugleich weist er auf Widersprüchlichkeiten hin, die sich lange halten sollten: Populärere Formen wurden dem Sport zugeordnet, während die der bürgerlichen Ästhetik nahe „hohe Kunst“ die Leibeserziehung präferierte. Wie stark der Einfluss ausländischer Vorbilder blieb, wird am Beispiel des Theaters und des Films verdeutlicht; in einigen Genres war der heimische Markt für einen Durchbruch des Themas Sport schlicht nicht groß genug.

Der folgende Teil wendet sich der Selbsthistorisierung und Selbstmusealisierung des Sports zu: Trotz der für heutige Verhältnisse großen Ausstellung über Leibeserziehung und Sport in Pardubice im Jahr 1931 gelang es auf Dauer nicht, eine museale Institution für diese Phänomene zu installieren. Für Pelc waren dafür die Parallelität von Sokol und Sportbewegung und damit eine Fragmentierung der Kräfte ausschlaggebend. Zeitweilig existierte in Brünn unter dem Namen „Museum für Leibeserziehung und Sport“ (Muzeum tělesné výchovy a sportu) ein Hygienemuseum. Über diese Institution, ihr Verhältnis zur eugenischen Bewegung und zum Dresdner Hygienemuseum, das offenbar die Inspirationsquelle für die Brüner Gründung darstellte, erfahren wir leider nicht mehr. Hier deutet sich mit der Rolle von Experten und ihrem Wissen ein spannendes, wenngleich bisher praktisch unerforschtes Themenfeld an. Pelc liefert an dieser Stelle allerdings eher eine Übersicht über die relevanten Persönlichkeiten und ihre Karrieren als einen Problemaufriss.

Auf der Basis eines strukturgeschichtlichen Ansatzes hat Martin Pelc ein überaus lesenswertes und im Kontext der tschechischen Historiografie auch ungewöhnliches Buch geschrieben. Man könnte sein Buch als Text-Collage bezeichnen, die das Thema Sport immer wieder aus anderen Blickwinkeln erörtert. Solch ein nichtlineares Vorgehen entspricht der analytischen Perspektive, die Pelc wählt und führt im Resultat zu einer Geschichte, die sich deutlich anregender liest, als eine Aufzählung von Namen und Leistungen. Dennoch möchte ich abschließend drei Punkte kritisch zur Diskussion stellen.

Erstens trägt das Buch zwar den Titel „Sport und die tschechische Gesellschaft“ – und in der Tat geht es um den tschechischen Sport. Doch verstellt die weitgehende Ausblendung der anderen Nationalitäten, die seinerzeit auf dem Territorium der heutigen Tschechischen Republik und der Tschechoslowakei lebten, den Blick auf die für den Sport so wichtige Interaktion mit den „Anderen“. Denn Sport lebt von Kontakten, Konkurrenzen, Vorbildern und Kooperationen. Bei Pelc kommen die deutschen Sportorganisationen nur vereinzelt vor, die der jüdischen Bevölkerung sucht man vergebens. Über Sport in der Slowakei und in der Karpatenukraine erfahren wir nicht viel. Auch hätte ein Vergleich mit der Entwicklung in den Nachbarstaaten gutgetan – das zeigt gerade die Passage über die in der ČSR fehlende Hochschule für Körpererziehung, in der zum einzigen Mal auf Österreich und Deutschland verwiesen wird.

Zweitens erscheint mir die Konzentration auf das Zentrum, auf spezialisierte Sport-Institutionen und -Organe sowie auf die bekanntesten Persönlichkeiten des tschechischen Sports zu stark. Dadurch kommen Fragen wie die nach der Sozialdisziplinierung durch Sport, die sich auf der lokalen Ebene gut beantworten lassen, zu kurz. Aber auch weitere Faktoren, die für die Durchsetzung des Sports als Massenphänomen wichtig waren, wie die Tramping-Bewegung, oder die diesen Prozess begleiteten, wie die materielle Kultur (Sportgeräte) und auch das Eindringen des Sports in die Populärkultur, bleiben weitgehend unberücksichtigt.

Und drittens erstaunt, dass die Leser fast nichts über die Beziehung großer Disziplinar-Autoritäten zum Sport erfahren – der Kirche, dem Schulwesen, der Armee. Wirkten doch diese Institutionen bei der Herausbildung der Beziehung der breiten Öffentlichkeit zur Körperlichkeit mit.

Diese Anmerkungen sollen die Bedeutung des Buches nicht mindern, das eine wichtige Grundlage für die Neuentwicklung der tschechischen „sport studies“ legt. Und noch in einer anderen Hinsicht fügt es sich in einen erfreulichen neuen Trend ein. Nach dem Buch von Rudolf Kučera über die Beziehung zwischen Ernährung und körperlicher Leistung<sup>2</sup> und Jiří Hutečkas Werk über Männlichkeit<sup>3</sup> liegt hier der dritte bedeutende Beitrag der letzten Jahre zur Geschichte des Körpers in der tschechischen Gesellschaft der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor. Es sieht so aus, als käme es mit der jüngeren Generation von Historikern endlich zu einer stärkeren Konzeptualisierung dieses Zeitraums.

Prag

Ondřej Táborský

<sup>2</sup> Kučera, Rudolf: Život na příděl. Válečná každodennost a politiky dělnické třídy v českých zemích 1914-1918 [Das rationierte Leben. Kriegsalltag und Politiken der Arbeiterklasse in den Böhmisches Ländern 1914-1918]. Praha 2013.

<sup>3</sup> Hutečka, Jiří: Muži proti ohni. Motivace, morálka a mužnost českých vojáků Velké války 1914-1918 [Männer gegen das Feuer. Motivation, Moral und Männlichkeit tschechischer Soldaten im Großen Krieg 1914-1918.] Praha 2016.

*Jurek, Daniel: Eine kleine Kirche in Europa. Die Tschechoslowakische Hussitische Kirche im Wandel zwischen Nationalkirche und europäischem kirchlichen Akteur.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2019, 312 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 258), ISBN 978-3-525-59379-0.

Die vorliegende Monografie „Eine kleine Kirche in Europa“ des Historikers Daniel Jurek beschäftigt sich mit den Wandlungen der Tschechoslowakischen (Hussitischen) Kirche (Církev Československá [husitská])<sup>1</sup> im politisch-konfessionellen Kontext des 20. Jahrhunderts. Der Verfasser analysiert, beschreibt und summiert Voraussetzungen, Entstehung und Entwicklung dieser kleinen christlichen Kirche, die heute der Zahl der Gläubigen nach die drittgrößte christliche Gemeinschaft in der Tschechischen Republik bildet.<sup>2</sup> Vor allem ihre Zusammenarbeit innerhalb der europäischen Ökumene und ihre Rolle als aktiver kirchlicher Akteur erfahren besondere Aufmerksamkeit. Der Text entstand am Institut für Europäische Geschichte in Mainz im Rahmen des Graduiertenkollegs „Die christlichen Kirchen vor der Herausforderung ‚Europa‘ (1890 bis zur Gegenwart)“.

Gleich zu Beginn muss unterstrichen werden, dass Jureks methodischer Zugang zur Geschichte der Tschechoslowakischen Hussitischen Kirche die traditionelle Herangehensweise der tschechischen Historiografie in vielen Punkten sprengt. In

<sup>1</sup> Die Kirche wurde 1920 als „Tschechoslowakische Kirche“ gegründet. Der Name setzte sich gegenüber der Benennung „Tschechoslowakische Katholische Kirche“ (Československá církev katolická) durch, welche die Gründer ebenfalls erwogen hatten. Im Jahr 1971 erfolgte die Umbenennung in „Tschechoslowakische Hussitische Kirche“ (Církev československá husitská).

<sup>2</sup> Nach der Volkszählung des Jahres 2011 gehörten ihr insgesamt 39229 Personen an (0,4% der Gesamtbevölkerung). Sčítání lidu, domů a bytů 2011 [Volkszählung 2011], Tab. 14. (Online verfügbar unter: <https://vdb.czso.cz/vdbvo2/faces/index.jsf?page=vystup-objekt&pvo=ZVCR014&pvoc=&katalog=30719&z=T#w>; letzter Zugriff 20.12.2019).

der Betrachtung des Verfassers geht es nämlich keineswegs nur um eine isolierte Innensicht der tschechischen Kirchengeschichte, vielmehr reflektiert der Autor das Wirken dieser Kirche in Europa, wo sie sich als anerkannte Autorität innerhalb der Strömungen der heutigen Ökumene zu profilieren vermochte. Jurek richtet den Blick somit auf den dynamischen Prozess einer Kirche, die sich primär als tschechoslowakische bzw. tschechische Glaubensgemeinschaft verstand, diesen geografischen Horizont jedoch rasch zu überschreiten vermochte, um eine europäische Kirche zu werden, die in der Ökumene mit anderen Glaubensgemeinschaften zusammenarbeitet.

Jurek gliedert die Monografie in fünf Kapitel, den Band beschließen ein Literatur- und Quellenverzeichnis sowie ein Sach- und Namensregister. Die einzelnen Kapitel widmen sich zentralen Entwicklungen in der Geschichte der Tschechoslowakischen Hussitischen Kirche: Nach der Einleitung geht es um die Reformbewegung in der Geistlichkeit und den tschechischen katholischen Modernismus (Kap. II), die Kirche in der Ersten Tschechoslowakischen Republik als Nationalkirche auf der Suche nach Orientierung (Kap. III) sowie um die Tschechoslowakische Hussitische Kirche nach 1989 und die damit verbundenen Herausforderungen und europäischen Perspektiven (Kap. IV).

Das zweite Kapitel der Monografie präsentiert einen kurzen Exkurs in den politisch-religiös-kulturellen Kontext der Entstehung der Tschechoslowakischen Kirche im Jahr 1920, wobei zugleich auf die Modernisierungstendenzen innerhalb der katholischen Kirche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufmerksam gemacht wird. Die Gründung der Kirche erscheint in diesem Zusammenhang als natürliche Folge der Aktivitäten der tschechischen katholischen Moderne, die an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auf eine tiefgreifende Veränderung und eine Verinnerlichung des Glaubens für den modernen Menschen drängte. Eingehend beschäftigt sich der Autor insbesondere mit den Hintergründen der Ereignisse in den Jahren 1918-1920, die zur Formierung der Priestergruppierung „Jednota katolického duchovenstva“ (Vereinigung der katholischen Geistlichkeit) und später zur eigenständigen nationalen Tschechoslowakischen Kirche führten. Denn deren Entstehung war keine spontane Aktion im Januar 1920, sondern knüpfte an die Traditionen des Reformkatholizismus um die Jahrhundertwende an. Die Priester radikalisierten sich besonders durch die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und die Ereignisse nach der Entstehung der Tschechoslowakischen Republik. Viele drängten darauf, dass im demokratischen Umfeld der Republik auch die Kirche demokratische, modernisierende und nationale Tendenzen aufnehmen sollte. Die ablehnende Haltung des Papstes und die konservative Politik des Prager Erzbischofs diesen Reformpositionen gegenüber führten zu einer weiteren Radikalisierung eines Teils der Priesterschaft. Diese riefen im Januar 1920 die nationale (und von Rom unabhängige) Tschechoslowakische Kirche aus, die sich zu den Werten der neuentstandenen Tschechoslowakei und zu den Ideen ihres Präsidenten Tomáš Garrigue Masaryk bekannte.

Jurek referiert hier zudem über den katholischen tschechischen Priester Karel Farský, der eine führende Persönlichkeit innerhalb des Reformlagers nach 1918 war. Dieser lehrte nach seiner Priesterweihe im Jahr 1904 an der tschechischen Theo-



logischen Fakultät in Prag und wirkte später als Religionslehrer an Mittelschulen in Prag und Pilsen. Nach Gründung der Tschechoslowakei beteiligte sich Farský an den Aktivitäten der Jednota katolického duchovenstva und trat zugleich als Gründer und Vorsitzender des Klubs der Reformpriester – des radikalen Flügels der Vereinigung – in Erscheinung. Im Jahr 1923 wurde Farský zum westböhmischen Bischof der Tschechoslowakischen Kirche mit Sitz in Prag gewählt, ein Jahr später fungierte er als deren erster Patriarch. Als Hauptschöpfer der neuen Kirche legte er den Grundstein für ihr Wirken in den Bereichen Glauben, Liturgie, Organisation und Bildung und knüpfte zugleich ökumenische Kontakte ins Ausland. Eine weitere Öffnung der neuen Kirche verhinderte Karel Farskýs Tod im Juni 1927.

Gerade den angedeuteten Kontakten widmet Daniel Jurek im nachfolgenden dritten Kapitel besondere Aufmerksamkeit, wenn er seinen Blick auf die Beziehungen der jungen Kirche mit anderen christlichen Kirchen in der Tschechoslowakei und im Ausland richtet. Wie der Autor ausführt, unterhielt die Tschechoslowakische Hussitische Kirche die engsten Beziehungen zur Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder (Českobratrská církev evangelická), zumal es hier übereinstimmende Ansichten mit Blick auf die tschechische Geschichte und die Persönlichkeit Jan Hus gab. Sympathien bestanden darüber hinaus zu den Altkatholiken, mit denen sie die antirömische Rhetorik teilte. Eine große Inspirationsquelle stellte für die Repräsentanten der neuen Glaubensgemeinschaft des Weiteren die Anglikanische Kirche dar, zu der man bereits zur Jahreswende 1922/1923 Kontakte knüpfte.

Große Aufmerksamkeit schenkt der Autor der Teilnahme von Vertretern der Tschechoslowakischen Kirche an der christlich-ökumenischen Weltkirchenkonferenz „Life and Work“ in Stockholm vom 19. bis 30. August 1925 sowie in Lausanne zwei Jahre später. Bei den Aktivitäten in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts handelte es sich keineswegs um ein isoliertes ökumenisches Bemühen der Kirche, sondern man schuf damit *de facto* das Fundament für das weitere Engagement im nachfolgenden Jahrzehnt. Einen Erfolg der tschechoslowakischen Bestrebungen stellte darüber hinaus die Aufnahme der Kirche in den „Universal Christian Council for Life and Work“ im Jahr 1937 dar.

Gerade die geistliche Mission nach Schweden beendete die lange Zeit der sogenannten orthodoxen Krise der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, als die Mehrheit der Vertreter der Tschechoslowakischen Kirche mit Karel Farský an der Spitze die Ausrichtung auf die serbische orthodoxe Kirche ablehnte und die Bildung einer modernen demokratischen Kirche durchsetzte. Wie der Autor verdeutlicht, wurde die Tschechoslowakische Kirche in den Jahren 1925-1938 zu einer Triebkraft innerhalb der europäischen Ökumene. Dahinter steht unter anderem, dass die Tschechoslowakische Kirche in ihrer Heimat als Solitär agierte und – anders als die Katholiken mit ihrer Verbindung nach Rom und die Protestanten nach Deutschland – keinen festen Partner aufweisen konnte. Dies beförderte das Streben dieser kleinen Kirche nach Ökumene und die Aufnahme von Beziehungen nach außen, wobei sicherlich auch ideologische und theologische Gründe sowie die offene Dogmatik der Kirche eine Rolle spielten.

Kapitel IV rückt die Veränderungen, die die Tschechoslowakische Hussitische Kirche nach dem Fall des Kommunismus im Jahr 1989 durchlief, in den Fokus.

Dabei geht es nicht allein um die innere Entwicklung, als sich die Kirche sowohl einem Generationswechsel von Gläubigen und der eigenen Kirchenvertreter gegenüber sah als auch einem quantitativen Rückgang der Gläubigen. Zugleich galt es, die eigene Kirche innerhalb der europäischen Ökumene neu auszurichten. Der Autor hinterfragt detailliert deren Engagement innerhalb der Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) bzw. der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK). Nicht zuletzt widmet er sich der Persönlichkeit des Priesters und Reformators Jan Hus, der herausragenden Gestalt der böhmischen Geschichte zu Beginn des 15. Jahrhunderts, der sich – so führt es der Autor zusammen – ebenso wie die Tschechoslowakische Hussitische Kirche in Leben, Lehre und Streben zwischen der nationalen und europäischen Linie seiner christlichen Verankerung bewegte.

Jurek beschäftigt sich in seiner Monografie vor allem mit jenen Zeitabschnitten, in denen die Kirche ökumenisch aktiv war und sich ungehindert innerhalb demokratischer Strukturen entfalten konnte. Durch diesen Fokus ist Jureks Analyse schwerpunktmäßig auf die Geschehnisse der Jahre 1920 bzw. 1925-1938 sowie 1989-2015 gerichtet. Allerdings vermisst der Leser wichtige Hintergründe zur Koexistenz und Entwicklung der Kirche während der nationalsozialistischen (1939-1945) und kommunistischen (1948-1989) Herrschaft.

Das Buch von Daniel Jurek kann insgesamt als gewinnbringender Beitrag zur Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden, zumal der Verfasser auf interessante und wichtige Zusammenhänge hinweist, die die tschechische Historiografie bisher weitgehend außer Acht gelassen hat und die hier in den breiteren politisch-religiös-kulturellen Kontext Europas im 20. Jahrhundert eingeordnet werden. Besondere Beachtung verdient der Anmerkungsapparat, der eine Vielzahl von Quellen und Literatur reflektiert, die der Autor sorgsam ausgewertet hat. Das hohe Niveau der Darstellung wird auch nicht durch kleinere Schreibfehler in der tschechischen Umschreibung von Titeln geschmälert. Jureks Buch ist darüber hinaus gut geschrieben, der chronologische Aufbau nachvollziehbar. Dem Rezensenten besonders gefallen hat dabei Jureks Sympathie für diese „kleine Kirche in Europa“.

České Budějovice

Marek Šmíd

*Konrád, Ota/Kučera, Rudolf: Cesty z apokalypsy. Fyzické násilí v pádu a obnově střední Evropy 1914-1922 [Roads out of the Apocalypse. Physical Violence during the Fall and Reconstruction of Central Europe 1914-1922].*

Academia, Praha 2018, 364 pp. (České moderní dějiny 5), ISBN 978-80-200-2874-7.

Although it is set in 1945 at the end of a different war, the vivid novel of Pavel Kohout, *Hvězdná hodina vrahů* (German: *Sternstunde der Mörder*, 1995; English: *The Widow Killer*, 1998) may be recalled when reading the book under review. For Kohout's tale is about a sadistic murderer stalking the streets of Prague at a time when the city is engulfed in collective violence of all kinds. At that time different types of brutality overlapped in a way far beyond anything witnessed in the hinterland of the wartime Habsburg empire. The relative degrees of violence are important when we consider the discussion in *Cesty z apokalypsy*. This too is a study in mur-

der and collective violence during a period of mounting insecurity, but naturally the authors have a specific academic remit. They seek to show how physical violence was interpreted across central Europe between 1914 and 1922, comparing and contrasting the Bohemian lands, Austria, and South Tyrol. A deeper purpose, highlighted at the start of the book, is to explain how such violence could become normalized through a mental shift in people's horizons. The first aim is ably accomplished with ample examples. The second, however, remains only sketchily explored in terms of the overall argument. For while we are treated to many graphic incidents of violence, the authors pay too little attention to how the sustained killing on the military fronts could accentuate or validate violent acts in the hinterland. Only for the post-war period, in an informative discussion of Czech legionary violence in Slovakia (1919), is the impact of the wartime military experience addressed directly.

The book is otherwise focused on two categories of violence – “murder” and “collective violence” – in order to reassess everyday life in the hinterland. The first half of the book uses material from court cases and the press to uncover how “murder” was perceived by experts and by the general public. Among medical experts in Austria there was a strong reliance on degeneracy theory to interpret acts of murder; in turn those experts posited that the state or social crisis of 1914-1922 was acting as a catalyst on degenerative behaviour, a trigger for murderous acts to occur. In contrast, Czech experts – notably psychiatrists – were very sceptical about the theory of degeneracy, but still tended to explain murder in terms of the individual's (traumatic) social environment. How murder was perceived by the general public is much harder to gauge and, in fact, is discussed here largely through the lens of the press. Both in wartime and afterwards, sensationalized murders were of course a staple ingredient of the news. The authors however go much further in their argument, suggesting that “news reporting about murders had to fulfil a mobilizing function” (p. 123); in other words, it was supposedly a deliberate tactic to instil vigilance and loyalty across wartime society. A similar questionable claim is made for the post-war period. We may indeed accept that the press often interpreted acts of murder along political lines, and even extrapolate from this that it mirrored a post-war culture of defeat (Austria; South Tyrol) or of victory (Czechoslovakia). But it seems a leap to suggest that such murder cases in Austria greatly helped political mobilization (p. 137), or that in South Tyrol they “played an essential role” in focusing attention upon the Italian invader (p. 159). In short, the authors are over-ambitious in the significance they give to the interpretation of murder.

The second half of the book, entitled “Blood on the Streets”, has a more convincing argument on the subject of how “collective violence” mushroomed across communities. In 1917-1918, a common phenomenon appeared of popular protest, stirred up by the food crisis in both Austria and the Bohemian lands. It represented a self-mobilization as individuals took control of public spaces, with protests ending in small-scale violence if the authorities gave the wrong response. How prevalent these protests were, however, is not clear from a discussion which tends to accumulate examples and even admits (p. 238) that many of the protests were not actually violent. But where the book breaks new ground is in showing the continuity of such protest into the post-war era. By then a pattern of popular behaviour had been learnt

and, to some extent, it gained traction because crowds could now be stirred to feel extra insecurity from the sudden defeat (Austrians), or from frustration that the sudden victory did not match their expectations (Czechs). In this period of chaotic transition, the Czech authorities had some success in channelling the violent spasms, including the energies of returning Czech legionaries. In contrast in Austria – and here the book needs much more evidence – violence was increasingly politicized with non-state forces having a monopoly. As in the discussion about wartime, it is not clear how prevalent such violence in the community actually was. Was there really “everyday conflict” (p. 260) leading to violence in the post-war streets of Vienna and Prague? As for South Tyrol, we are shown that after 1918 there was increasing violence as local communities were forced to adjust to occupation. The Italian fascists there would eventually play a role similar to some Czech legionaries, eager to correct by force what they saw as a “mutilated national victory.”

*Cesty z apokalypsy* is full of colourful instances of small-scale violence at the grassroots, and reveals well the continuities for ordinary lives across the watershed of 1918. Where it is problematic is in its overall argument, particularly its failure to integrate the two halves of the book. The study of murder sits uneasily alongside the communal protests which occasionally turned violent. And while all types of violence had the military conflict as their backdrop, this book – despite some asides in the conclusion – never quite grasps that connection in order to explain why violence became normalized in the hinterland. Many questions therefore are left pending, not least why the public violence of 1918 never matched in ferocity that of 1945.

Southampton

Mark Cornwall

*Kučera, Jaroslav: Mírové uspořádání s Německem. Od protihitlerovské koalice k Česko-německé deklaraci [Eine Friedensregelung mit Deutschland. Von der Anti-Hitler-Koalition zur Tschechisch-Deutschen Erklärung].*

Dokořán, Praha 2018, 479 S., ISBN 978-80-7363-912-9.

Nach dem Zweiten Weltkrieg eine Friedensordnung mit Deutschland zu schaffen, war für alle Siegermächte angesichts ihres bald nach Kriegsende zerfallenden Bündnisses, des beginnenden Kalten Kriegs und der Teilung Deutschlands eine schwierige Aufgabe.<sup>1</sup> Für die kleineren Staaten unter ihnen stellte sich dieses Problem noch dringender: Aufgrund ihrer Abhängigkeit von der Entwicklung der internationalen Lage und den Großmächten hatten sie nur einen geringen Spielraum für eine eigene Interessenspolitik gegenüber dem geteilten Deutschland. Am Beispiel der Tschechoslowakei zeigt Jaroslav Kučera, wie lange es dauerte, ein tragfähiges Ergebnis zu erzielen.

Kučera ist ein ausgewiesener Kenner der deutsch-tschechischen Beziehungen und kann in seinem neuen Buch partiell auf eigene Vorarbeiten zurückgreifen, die zu

<sup>1</sup> Es handelt sich bei diesem Text um eine leicht bearbeitete Rezension, die bereits erschienen ist in: H-Soz-Kult, 03.12.2019. URL: [www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-29177](http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-29177) (letzter Zugriff 20.12.2019).

einem Teil auch in deutscher Sprache vorliegen.<sup>2</sup> Er schlägt einen großen Bogen von der Anti-Hitler-Koalition der letzten Kriegsjahre bis zur Deutsch-Tschechischen Erklärung von 1997. Erst sie setzte einen zumindest formalen Schlusspunkt in der Frage einer deutsch-tschechischen Friedensregelung. Diesen langen Weg schildert der Autor mit einer profunden Kenntnis sowohl von Quellen aus tschechischen und deutschen Archiven als auch der tschechischen, deutsch- und englischsprachigen Sekundärliteratur. Hierbei werden die internationalen Rahmenbedingungen wie auch die einzelnen Schritte der tschechoslowakischen bzw. nach 1993 tschechischen Regierung im Detail analysiert und immer wieder um vergleichende Perspektiven, zum Beispiel auf den polnischen Fall, ergänzt.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Zunächst bietet das mit „Synthese“ überschriebene erste Kapitel einen umfassenden Überblick über den „Prozess der Friedensregelung mit Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg: Akteure, Entwicklung, Ergebnisse“ von 1941 bis 1997, wobei sowohl der internationale Kontext als auch das spezielle tschechoslowakische Beispiel dargestellt werden. Es folgt ein kurzer „Exkurs“ über die „Vertriebenenverbände in der Bundesrepublik Deutschland und ihre politische Stellung“ – was zeigt, wie bedeutend gerade diese Organisationen als Akteure aus tschechoslowakischer/tschechischer Sicht waren (bzw. je nach Stand der Beziehungen immer noch sind). Im als „Analyse“ bezeichneten, wieder umfangreicheren dritten Teil „Ausgewählte Probleme der Friedensordnung mit Deutschland“ werden einzelne Aspekte, die speziell die Tschechoslowakei/Tschechien betreffen, vertiefend beschrieben. Neben der Frage der Reparationen dominieren auch hier Themen, die mit den aus der Tschechoslowakei vertriebenen Deutschen zusammenhängen: das „Recht auf Heimat“ und eigentumsrechtliche Fragen.

Offensichtlich ist also für den tschechoslowakischen/tschechischen Fall, dass bei der Ausgestaltung der Friedensregelung mit der Vertreibung und Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung ein fast alle anderen Themenbereiche dominierender Problembereich existierte. Wie Kučera zeigt, reicht hier ein roter Faden von den tschechoslowakischen Zielen nach Kriegsende – der Kontrolle des besiegten Deutschland und eben der Aussiedlung der Deutschen – bis zur Deutsch-Tschechischen Erklärung. Dass es letztlich über 50 Jahre dauerte, bis eine formale Lösung gefunden wurde, war nicht nur auf die internationale Lage, sondern gerade auf diese spezielle deutsch-tschechische Konstellation zurückzuführen.

Bei der Friedensregelung mit Deutschland handelte es sich laut einem Handbuch des tschechoslowakischen Außenministeriums vom Ende der 1940er Jahre um drei „Körbe“, in denen die verschiedenen Fragen gebündelt wurden: 1. Institutionen und Mechanismen (u.a. Besatzungsregime und Kontrolle Deutschlands, Friedensver-

---

<sup>2</sup> Neben zahlreichen Aufsätzen handelt es sich vor allem um die Studie von *Kučera*, Jaroslav: „Der Hai wird nie wieder so stark sein“. Tschechoslowakische Deutschlandpolitik 1945-1948. Dresden 2001, sowie den Beitrag von *Jelínek*, Tomáš/*Kučera*, Jaroslav: Ohnmächtige Zaungäste. Die Entschädigung von tschechoslowakischen NS-Verfolgten. In: *Hockerts*, Hans Günter/*Moisel*, Claudia/*Winstel*, Tobias (Hgg.): Grenzen der Wiedergutmachung. Die Entschädigung für NS-Verfolgte in West- und Osteuropa 1945-2000. Göttingen 2006, 776-834.

trag), 2. Dauerhafte Begrenzung der Macht Deutschlands (u. a. Demilitarisierung, Denazifizierung, Bestrafung von Kriegsverbrechern, Demokratisierung, Klärung territorialer Fragen) und 3. Wirtschaftliche und soziale Kriegsfolgen (u. a. Restitutionen, Reparationen, Kriegsgefangene und Displaced Persons). Da zwischen den Siegermächten und Deutschland bzw. den beiden deutschen Staaten kein Friedensvertrag geschlossen wurde, fehlte eine abschließende Klärung vieler Themen, was die deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen stark belastete.

Nach dem Zerfall des alliierten Bündnisses war die Tschechoslowakei vor allem bei Inhalten aus den Körben 2 und 3 ebenso wie andere Länder auf bilaterale Regelungen angewiesen. Dass sie nun im östlichen Lager verankert war und zwei deutschen Staaten gegenüberstand, von denen sie mit einem offiziell verbündet war, machte die Lage kompliziert. Kučera widmet denn auch dem speziellen Verhältnis der Tschechoslowakei zur SBZ/DDR besondere Aufmerksamkeit, da sich hier bezüglich der Friedensregelung Vor- wie Nachteile boten: auf der einen Seite eine ausdrückliche Anerkennung des territorialen und politischen Status quo und Billigung der Vertreibung vonseiten Ost-Berlins, auf der anderen Seite ein sehr begrenzter Spielraum in der Politik gegenüber der Bundesrepublik Deutschland. Dies sei aber – insbesondere an der Wende von den 1960er zu den 1970er Jahren – auch aufgrund einer Loyalität „bis an die Grenze des Devoten“ (S. 186) gegenüber der DDR teilweise selbstverschuldet gewesen. Somit trat die Prager Regierung gegenüber der BRD oftmals besonders rigoros auf, wobei sie in der Frage der Ungültigkeit des Münchener Abkommens von 1938 und hinsichtlich der Abwehr von Forderungen sudetendeutscher Vertriebenenorganisationen natürlich ein begründetes Eigeninteresse besaß.

Auf der anderen Seite zeigte sich immer wieder, dass die bundesdeutsche Politik verbal Positionen der Vertriebenenverbände aufgriff, ohne aber konkrete Vorschläge zu einer Lösung dieser Fragen zu unterbreiten – also keine praktischen Schritte zur Durchsetzung dieser Forderungen unternahm. Da der Status quo seit dem Prager Vertrag von 1973 zwischen der BRD und der ČSSR garantiert war, konnten alle Seiten letztlich gut mit dem Schwebezustand leben, den der fehlende Friedensvertrag bewirkte – denn ein solcher hätte laut Kučera keine wesentlich besseren Ergebnisse gebracht. Besonders unzufrieden musste die tschechoslowakische Politik in der Frage der Reparationen sein, die von den USA und der Sowjetunion bald als gelöst betrachtet wurde. Intern äußerten allerdings sogar Mitarbeiter des Prager Außenministeriums im Jahr 1945 die Meinung, dass die tschechoslowakischen Kriegs- und Besatzungsschäden im Vergleich zu anderen Staaten deutlich geringer ausgefallen waren. (S. 299) Dass die Tschechoslowakei aber selbst in der Frage der Entschädigung von NS-Opfern weniger als etwa Polen und Ungarn erreichte, führt der Autor auch auf eine „fehlende Konzeption und Passivität“ (S. 388) der Prager Regierung zurück.

Auf der Basis umfassender Archivstudien gelingt es dem Autor, gerade die Problematik der unzuverlässigen Zahlen herauszuarbeiten, auf denen die materiellen Aspekte der Friedensregelung beruhten. Von den tschechoslowakischen Kriegs- und Besatzungsschäden über die Zahl der sudetendeutschen Todesopfer nach Kriegsende bis zum Wert des enteigneten deutschen Besitzes nach 1945 ist eigentlich kaum eine

zuverlässige Zahl zu ermitteln – dafür wurde aber umso vehementer über diverse Angaben diskutiert und gestritten. Vor allem in den 1990er Jahren war dann die Frage des Umgangs mit der Vertreibung und Zwangsaussiedlung vor dem Hintergrund des weiterhin fehlenden Friedensvertrags mit Deutschland (der ja auch der Zwei-plus-Vier-Vertrag von 1990 nicht war) derart drängend, dass erst die „Deutsch-Tschechische Erklärung über die gegenseitigen Beziehungen und deren künftige Entwicklung“ von 1997 eine Lösung brachte. Ihr zufolge sollte das gegenseitige Verhältnis nicht mehr durch rechtliche und politische Probleme der Vergangenheit beeinträchtigt werden. Kučera bilanziert, dass die Gegenwart und die Zukunft über die Vergangenheit gesiegt hätten und der Kalte Krieg „in diesem Prozess ein wichtiger Katalysator“ gewesen sei. (S. 389)

Die Studie bietet einen hervorragenden Überblick über die Problematik der Friedensregelung mit Deutschland aus der Perspektive eines ostmitteleuropäischen Nachbarstaates und seit 2004 Partners in der Europäischen Union. Zwar sind viele der grundlegenden Entwicklungen bereits in Einzelstudien behandelt worden, aber eine derart umfassende Analyse, die den tschechoslowakischen/tschechischen Fall in den internationalen Kontext ebenso einbettet wie quellengesättigt und ausgewogen im Detail analysiert, stand bisher aus. Da dieses Thema als Teilbereich der gesamten europäischen Friedensordnung nach dem Zweiten Weltkrieg über die deutsch-tschechischen Beziehungen hinausweist, sollte diese Studie auch einer nicht des Tschechischen kundigen Leserschaft zugänglich sein. Eine zumindest teilweise Übersetzung des umfangreichen Bandes ins Englische – oder wenigstens ins Deutsche – wäre somit wünschenswert.

München

Volker Zimmermann

*Kořalka, Jiří: Tschechen und Deutschland im langen 19. Jahrhundert. Studien zum gegenseitigen Verhältnis 1800–1918.*

Thelem, Dresden 2018, 467 S. (Mitteleuropa-Studien 23), ISBN 978-3-945363-69-0.

Im Jahr 2015 kurz vor seinem 84. Geburtstag verstorben, gehörte Jiří Kořalka zu den wichtigsten tschechischen Historikern, die die Nationalbewegungen in Ostmitteleuropa erforschten, und war einer der führenden Historiker für Leben und Werk von František Palacký. Zudem nahm er in seinen Forschungen immer wieder die tschechisch-deutschen Beziehungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg in den Blick. Als eine Art Summe dieser Unternehmungen ist im Dresdner Thelem-Verlag posthum der zu besprechende Band erschienen. Das Buch gehörte zu den letzten Projekten, an denen Kořalka arbeitete – abschließen konnte er es nicht mehr. Die Schlussredaktion wurde vom Prager Germanisten und Bohemisten Václav Petrbock besorgt, der selbst u.a. zu den tschechisch-deutschen Literatur- und Kulturbeziehungen des 19. Jahrhunderts arbeitet. Gemeinsam mit dem Prager Historiker Jan Randák verfasste er die Einleitung, die Kořalkas wissenschaftliche Schwerpunkte knapp nachzeichnet und so die edierten Studien im Kontext von dessen Schaffen verortet.

Zwei Überblicksbeiträge stehen am Beginn des Bandes. Im ersten untersucht Kořalka programmatisch das „Dilemma der deutschen Frage aus tschechischer Sicht“. Deutlich wird hier bereits eine Perspektive, die den Band insgesamt auszeichnet: die konsequente Einordnung der Fragestellungen in ihre ostmitteleuropäischen Zusammenhänge und vor allem in die Trias von deutscher (meist preußischer), böhmisch-tschechischer und habsburgisch-österreichischer Sichtweise. Dazu trägt bei, dass der Autor durchgängig die Quellen und die Forschungsliteratur der entsprechenden Länder heranzieht. Einleitend skizziert er drei prinzipielle Grundhaltungen in den Beziehungen zu den Deutschen innerhalb der Habsburgermonarchie wie in den benachbarten deutschen Ländern: 1. den Versuch, die deutschsprachige Bevölkerung in Böhmen, Mähren und Schlesien „für eine zweisprachige, allerdings [...] von den Tschechen geführte böhmische, beziehungsweise mährische Territorialnation zu gewinnen“ (S. 3), mithin also gemeinsam in den Nationalitätenfragen der Habsburgermonarchie zu agieren; 2. die Option, auf die „habsburgische Karte“ zu setzen und die Dynastie wie die „Staatsleitung [...] als Beschützer der tschechischen nationalen Entwicklung [zu] betrachten“ (S. 4); 3. in den Beziehungen mit den „außerösterreichischen“ bzw. den „Reichsdeutschen“ auf deren „wohlwollende Neutralität“ (S. 4) zu bauen. Für die in den Blick genommene Zeit zwischen 1848/49 und 1918 zeigt er, wie verschiedene Akteure sich in unterschiedlicher Art und Weise dieser Varianten bedienten, bis in Folge des Ersten Weltkriegs schließlich die nationale Unabhängigkeit realisiert werden konnte.

Der zweite einleitende Beitrag befasst sich mit der Geschichte der tschechischen Migration nach Deutschland. Kořalka konstatiert drei Hauptphasen: eine erste im 17./18. Jahrhundert vornehmlich aus religiösen Gründen, eine zweite im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus ökonomisch-sozialen Gründen, und drittens (jeweils parallel und punktuell) aus politischen Gründen nach der Revolution von 1848/49 und nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867. Deutlich wird dabei, dass die deutschen Länder nach den USA das wichtigste Migrationsziel für Tschechen waren, wenn auch die aktuellere Migrationsforschung weitgehend monokausale Begründungen, wie sie Kořalka hier teilweise vorträgt, schon seit einiger Zeit hinterfragt. In diesem Kapitel fällt somit auch besonders auf, dass die neuere Literatur etwa seit den 2000er Jahren nur recht eingeschränkt und in Auswahl rezipiert wurde, die einschlägigen Studien zu den Exulanten etwa von Alexander Schunka und Frank Metasch<sup>1</sup> keine Aufnahme gefunden haben. Die meisten Beiträge des Bandes gehen auf ältere Recherchen zurück und wurden nur behutsam aktualisiert (explizit wird auf die Entstehungszeit auch im Vorwort nicht eingegangen), wie auch der wiederholte Verweis auf die Archivquellen des „Bundesarchivs Merseburg“ zeigt, das weiterhin als „Abteilung“ und als „Dienststelle“ auftaucht – die Arbeit mit den Beständen muss also Anfang der 1990er Jahre stattgefunden

---

<sup>1</sup> Schunka, Alexander: Gäste, die bleiben. Zuwanderer in Kursachsen und der Oberlausitz im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Hamburg 2006 (Pluralisierung & Autorität 7); Metasch, Frank: Exulanten in Dresden. Einwanderung und Integration von Glaubensflüchtlingen im 17. und 18. Jahrhundert. Leipzig 2011 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 34).



haben, als der Standort Merseburg des Deutschen Zentralarchivs (der DDR) im Bundesarchiv aufging. 1993/94 wurden die Bestände aufgeteilt, die Preußen-bezogenen Unterlagen gelangten z.B. ins Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz nach Berlin. Hier wäre zumindest ein editorischer Hinweis angebracht gewesen, um den nicht mit diesen Zusammenhängen vertrauten Lesern einen Hinweis auf den heutigen Standort der Archivalien zu geben. Zu bemängeln ist in diesem Kontext weiterhin, dass der mit fast 500 Seiten sehr umfangreiche Band (der immerhin durch ein Personenregister erschlossen ist) leider kein Quellen- und Literaturverzeichnis enthält. Gerade für die ältere Literatur zu den behandelten Themen – die untereinander zahlreiche Berührungspunkte aufweisen – hätte dieses einen sehr guten Überblick geboten. Nun muss man sich die entsprechenden Hinweise aus den einzelnen Fußnoten zusammensuchen.

In den folgenden fünf Kapiteln widmet sich Kořalka unterschiedlichen Teilaspekten der tschechisch-deutschen Beziehungen im Bereich der Politik, der Religion und der Wissenschaft. Die Darstellung ist dabei nicht zusammenhängend. Vielmehr handelt es sich um eine Reihe von Einzelstudien, die aber immer wieder aufeinander Bezug nehmen, bestimmte früher behandelte Aspekte neu aufgreifen und ausbauen: Das zweite Kapitel geht auf ein Forschungsprogramm zurück, das Kořalka während seiner Zeit am Hussitenmuseum Tabor (*Husitské muzeum v Táboře*) entwickelte, nachdem er zum Ausscheiden aus dem Historischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften gezwungen worden war. Hier beschäftigte er sich mit den Nachwirkungen der böhmischen Reformation und des Hussitismus im 18. und 19. Jahrhundert. Weitere Schwerpunkte sind die nationalitätenpolitischen Fragestellungen der Zeit bis hin zum Aufkommen extremer Formen des Nationalismus gegen Ende des Jahrhunderts – gespiegelt in Passagen eher theoretischer Natur, erörtert werden aber auch die praktischen Auswirkungen auf das Zusammenleben, z.B. in Prag. Gelegentlich weist die Darstellung aber auch gewisse Redundanzen auf. Dies gilt etwa für einige Schilderungen zum wissenschaftlichen und politischen Wirken von František Palacký, die in teilweise identischer Wortwahl an verschiedenen Stellen auftauchen.

Zeitlich kreist die Betrachtung immer wieder um die Epochenjahre 1848/49 und 1918 und schildert deren Voraussetzungen, Nachwirkungen und langfristige Entwicklungen. Sie verdeutlicht die vielen Zusammenhänge im betrachteten mitteleuropäischen Raum, sowie deren gewaltsame Auflösung. Diese wurde mit dem Ersten Weltkrieg stark befördert und bildete vielfach die Voraussetzung für die im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts so fatal verlaufende Beziehungsgeschichte zwischen Deutschen und Tschechen. Insgesamt ist dieses wissenschaftliche Vermächtnis von Jiří Kořalka ein anregendes Buch, das manche überraschende Perspektiven zu eröffnen vermag (etwa zur Bedeutung der tschechischen Migration nach Berlin). Den Bearbeitern und Herausgebern ist zu danken, dass sie das Werk der deutschsprachigen Fachöffentlichkeit vorlegen.

*Schmidt, Nora: Flanerie in der tschechischen Literatur. Flaneure, Prager Spaziergänger und flanierende Schreibweisen von Jan Neruda bis Michal Ajvaz.*

Königshausen und Neumann, Würzburg 2017, 492 S. (Epistemata, Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft 872), ISBN 978-3-8260-6121-9.

Nora Schmidts Studie – das Ergebnis ihrer Promotionsarbeit, die 2018 mit dem Otokar-Fischer-Preis für Bohemistik und tschechische Kulturforschung ausgezeichnet worden ist – widmet sich der Frage, welche Bedeutung der kulturellen Praktik der Flanerie in der tschechischen Literatur zugeschrieben werden kann. Damit stellt sie sich die Aufgabe, „in Grundzügen für die tschechische Literatur nach[zu]zeichnen, was die Forschungsliteratur für französische und deutsche Kontexte bereits erarbeitet hat“ (S. 79). Schmidt geht dieser Frage sowohl theoretisch als auch literaturgeschichtlich und textanalytisch nach: Diese drei Untersuchungsebenen sind in ihrer Arbeit durchgehend miteinander verflochten, wobei die Kapitel 2 und 3 des Buchs als theoretische Einleitung fungieren, während die darauffolgenden Kapitel eine Literaturgeschichte der tschechischen Flanerie durch die Analyse ausgewählter Autoren und Texte entwerfen.

Der einführende theoretische Teil setzt sich mit dem Diskurs über Flanerie auseinander und berücksichtigt dabei literarische sowie publizistische und wissenschaftliche Texte aus dem 19. Jahrhundert bis heute. Schmidt stellt fest, dass dieser Diskurs zwar über einen gemeinsamen Nenner verfügt – das Spazieren in der Großstadt –, aber dass er zwischen zwei Polen oszilliert, die beide als konstitutiv für die kulturelle Praxis der Flanerie betrachtet werden: zum einen den Kontexten der Flanerie als historisch-soziale Praxis, insofern man die Rolle des Flaneurs als gesellschaftlichen Typus betont, der den großstädtischen Raum auf eine bestimmte Art erlebt. Den anderen Pol bilden Flanerie-Texte als Schriftprodukte, wobei der Fokus darauf liegt, dass Flaneure in erster Linie essayistische, journalistische und literarische Gestalten sind. Schmidt bezieht Position innerhalb des Flanerie-Diskurses und plädiert dafür, seine Kontexte und Texte zusammenhängend zu betrachten, da die Flanerie sowohl von der historisch-sozialen Entwicklung der Großstadt als materiellem Raum als auch von dessen literarischer bzw. imaginärer Darstellungsstrategie abhängig sei. Sie betont, dass die Beziehungen zwischen Literatur und Flanerie nicht nur thematisch sind, sondern auch ästhetisch: Literatur stellt demnach nicht nur Flaneur-Figuren dar, sie entwickelt auch eine „flanierende Schreibweise“, deren Hauptmerkmale Beweglichkeit und Variabilität zwischen verschiedenen Erzählmodi (z.B. faktisch und fiktional) und -ebenen (extradiegetisch, intradiegetisch) bzw. zwischen differenten literarischen Formen (Prosa, Poesie) sind. Schmidt baut ihre Studie so auf, dass sie die flanierende Schreibweise an keiner Stelle endgültig definiert, vielmehr sind Teildefinitionen in der gesamten Untersuchung verstreut und werden dort variiert und ergänzt. Folgende Textstelle kann insofern nur stellvertretend für Schmidts Konzept stehen:

Die Bewegungsform der Flanerie, übertragen in ein literarisches Verfahren, erweist sich als Entfaltung von Wortmaterial, und überträgt dabei nur die Charakteristika einer spezifischen Praktik: Unvorhersehbarkeit, Kontingenz, Aufmerksamkeit für Details und eine gleichbleibende offene Wahrnehmung für das sich bietende Geschehen. Sie überträgt nicht die kontextuellen bzw. „inhaltliche“ Aspekte der Flanerie und muss daher weder an einen (konkreten)

Stadtraum, die scheinbaren „referenziellen Zwänge“ einer realistischen Darstellungsweise [...] noch an eine Flaneurfigur gebunden sein. (S. 403)

Ein Flanerie-Text kann nach Schmidt im äußersten Fall keine flanierenden Charaktere enthalten – wichtig ist aber, dass er eine Erzählstruktur aufweist, welche auf eine flanierende Schreibweise hindeutet. Die Autorin betont jedoch, dass der typologische Bezug auf den Stadtraum unabdingbar sei: Urbane Landschaft spielt in einem Flanerie-Text immer eine Rolle, selbst wenn dieser keine konkrete Stadt und keinen in ihr konkret Spazierenden benennt.

Der literaturgeschichtlich-textanalytische Teil der Arbeit ist chronologisch aufgebaut und verfolgt die Entwicklung der flanierenden Schreibweise in der tschechischen Literatur anhand eines von Schmidt zusammengestellten Autoren- und Textkorpus: von Jan Amos Komenský und Karel Hynek Mácha, die als Vorgänger der Flanerie-Literatur eingeführt werden, bis zu deren wichtigen Interpreten Jan Neruda, Václav Mrštík, Paul Leppin, Guillaume Apollinaire, Vítězslav Nezval, Bohumil Hrabal, Miloš Urban und Michal Ajvaz. Verwiesen wird auch auf die Texte dreier weiterer Autoren – Josef Čapek, Ludvík Vaculík und Jaroslav Rudiš –, um zu verdeutlichen, ab welchem Punkt es problematisch wird, von Flanerie-Literatur zu sprechen. Schmidt schlägt somit einen Bogen vom 19. Jahrhundert (oder vom 17., wenn man auch Komenský als Vorgänger berücksichtigt) bis ins 21. Jahrhundert, merkt aber zugleich an, dass ihre Auswahl Erkundungscharakter habe und durchaus erweiterbar wäre. Dass sie ihr Korpus auf die Großstadt und Metropole Prag beschränkt, begründet sie mit dessen Vorbildfunktion für die tschechische Flanerie-Literatur. Schmidts Autorenkorpus zeichnet sich durch zwei Besonderheiten aus: Es enthält einerseits nicht nur tschechische Namen, sondern es wird um Leppin und Apollinaire, d.h. um einen Prager deutschen und um einen französischen Autor erweitert in der Annahme, dass Flanerie ein transkulturelles Phänomen darstellt. Und es berücksichtigt andererseits neben literarischen auch andere künstlerische Werke, die nicht auf dem Schriftmedium basieren: einen Kurzfilm von Alexander Hackenschmied und Fotografien von Jiří Vřetečka, Josef Sudek und Miroslav Peterka. Das Konzept der flanierenden Schreibweise wird somit für Schmidt zu einem umfassenden ästhetischen Konzept, das eine transmediale und interartistische Darstellungsweise des städtischen Raums bezeichnet.

Es ist ein Anliegen von Schmidts Studie, die Entwicklung der flanierenden Schreibweise mit der Gesamtpoetik der von ihr behandelten Künstler und darüber hinaus mit der Entwicklung der tschechischen Literatur- und teilweise der Kunst- und Kulturgeschichte ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis heute zu verbinden: Flanerie fungiert demnach als Projektionsfläche, welche den ästhetischen Werdegang der tschechischen Literatur am Beispiel verschiedener Erfahrungs-, Wahrnehmungs- und Darstellungsmodi des Spazierengehens in der Stadt aufzeigt. Schmidt verweist dabei auf Gemeinsamkeiten der tschechischen Literatur mit der internationalen, (nicht nur) europäischen Literatur vom Realismus bis zur Postmoderne, berücksichtigt aber zugleich auch bestimmte ost(mittel)europäische Spezifika wie zum Beispiel den sozialistischen Hintergrund einiger (gegen den Sozialismus polemisierenden) Flanerie-Konzeptionen.

Einige Beispiele sollen Schmidts Narrativ hier verdeutlichen: 1) Die Pilgerschaft bei Autoren wie Komenský (*Labyrint světa a ráj srdce*, Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens, 1623) und Mácha (*Pout' krkonošská*, Die Pilgerfahrt ins Riesengebirge, 1833) wird als Vorfahrin der Flanerie betrachtet, weil auch sie sowohl eine soziale Praktik als auch ein Repräsentationsmuster für die menschliche Bewegung im Raum bildet – wobei die Pilgerschaft, anders als die Flanerie, Zielgerichtetheit voraussetzt (ungeachtet dessen, ob das Ziel erreicht wird oder nicht), und nicht unbedingt stadtbasierend ist; 2) Neruda wird als Darsteller der Flanerie in der Großstadt im Kontext des literarischen Realismus gedeutet. Allerdings bezieht er sich laut Schmidt einerseits auf die französische Flanerie-Tradition und übernimmt von dieser die Idee eines städtischen Spaziergängers, der subjektiv die als Ganzes nicht wahrzunehmende und zu repräsentierende Großstadt darzustellen versucht. Skeptisch zeigt er sich demnach andererseits in Bezug auf die häufig passive, *per definitionem* ziellose Haltung des französischen Flaneurs und wünscht sich ein politisches und arbeitsorientiertes Bewusstsein vonseiten der Prager Spaziergänger (vgl. *Pařížské obrázky*, Pariser Bildchen, 1863); 3) Nezval (*Pražský chodec*, Der Prager Spaziergänger, 1938) spielt nach Schmidt eine Schlüsselrolle in der tschechischen Literaturgeschichte der Flanerie, weil er aus moderner, avantgardistischer (surrealistischer) Perspektive Flanerie als Produkt der Imagination betrachtet: Der Stadtspaziergang kann für Nezval in der Realität stattfinden oder auch nicht, er wird aber immer auch durch Erinnerungen, Lektüren oder andere Imaginationsarbeit angeregt (die wiederum immer ihre Wurzeln in der Wirklichkeit hat, obwohl das Verhältnis zwischen beiden nicht als deterministisch betrachtet werden kann). Es ist ebendieses Pendeln zwischen verschiedenen Zeitebenen bzw. das intellektuelle Spiel mit literarischen Assoziationen, die nach Schmidt Nezvals flanierende Schreibweise ausmachen; 4) Ajvazs postmoderne Literatur (u.a. *Zénónovy paradoxy*, Zenons Paradoxien, 1997 und *Prázdné ulice*, Leere Straßen, 2004) fungiert für Schmidt als Metaliteratur über das Flanieren: Dieses ist für Ajvaz in erster Linie ein Spaziergang durch Erzählungen, wobei Ajvaz damit spielt, Stadtspaziergänge als Dispositive einzusetzen, um Geschichten zu multiplizieren und damit zu zeigen, dass jeder Semiotisierungsprozess eine Flanerie bildet, da er immer offen und deshalb prinzipiell unendlich (aber subjektiv segmentierbar und beendbar) ist; 5) J. Čapek erfindet mit dem „hinkenden Pilger“ (*Kulhavý poutník*, 1936) eine Figur, die sich wie der Flaneur in der modernen Stadt bewegt und Bewegung immer auch als subjektiv (Neruda) und imaginationsgesteuert (Nezval) betrachtet – und die dennoch kein Flaneur ist, weil ihre Bewegung nicht als ziellos offen für alle Eindrücke dargestellt wird. Sie ist vielmehr zielgerichtet wie diejenige des Pilgers Komenskýs, mit dem sie die Idee des Lebenswegs teilt, d. h. einer Linie, die Geburt und Tod verbindet.

Schmidts Analyse leistet durch ihr chronologisch geordnetes Narrativ vom Realismus bis zur Postmoderne eine schlüssige Untersuchung der Flanerie in der tschechischen Literatur, die für die bohemistische und komparatistische Forschung deswegen besonders anknüpfungsfähig ist, weil sie systematisch auf den breiten Hintergrund der tschechischen sowie internationalen Kultur- und Literaturgeschichte verweist. Sie ist darüber hinaus auch für das allgemein kulturwissenschaftlich orientierte Lesepublikum geeignet, das sich für kulturelle Praktiken urbaner

Raumaneignung interessiert. Die einrahmende Gegenüberstellung von Flaneur und Pilger in Schmidts Untersuchung erscheint dabei als besonders bedeutungsvoll, weil sie auf eine existentielle Frage hinweist, mit der das humanistische Wissen immer wieder konfrontiert wird: Was ändert sich, wenn man sich das Leben als offenen Spaziergang voller Eindrücke oder aber als zielgerichteten Weg der tiefsten Wahrheiten vorstellt? Was hat man davon, wenn man das Leben (oder Teile davon) als das eine, das andere oder eventuell als beides lebt? „Flanerie in der tschechischen Literatur“ ist eine aufschlussreiche Studie, welche den tschechischen Kontext für die Flanerie-Forschung ausführlich erschließt.

Leipzig

Matteo Colombi

*Krolop, Kurt: Studie o německé literatuře [Studien über die deutsche Literatur].*

Triáda, Praha 2018, 728 S., ISBN 978-80-7474-233-0.

Das Werk des deutsch schreibenden, gebürtig böhmischen Literaturhistorikers Kurt Krolop (1930-2016) stellt einen bedeutenden Beitrag zur internationalen Germanistik dar. Besonders zu begrüßen ist deshalb auch die Herausgabe einer Auswahl seiner Arbeiten in tschechischer Übersetzung durch den Verlag Triáda, die den tschechischen Leserinnen und Lesern einen tiefgründigen Einblick in die deutschsprachige Literatur bietet und Krolop als herausragenden Wissenschaftler zeigt.

Seit dem Jahr 2014 beschäftigten sich der Autor und sein langjähriger Kollege am Lehrstuhl für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität, Jiří Stromšík, mit der Auswahl der Texte. Stromšík, Herausgeber und einer der Übersetzer, verfasste auch das Nachwort zum Band. Übersetzt wurden vor allem Studien, die sich mit der Prager deutschsprachigen Literatur, mit Franz Kafka und Karl Kraus befassen.

Als fundamental ist die Studie „Zur Geschichte und Vorgeschichte der Prager deutschen Literatur des ‚expressionistischen Jahrzehnts‘“ aus dem Jahre 1965 zu bezeichnen. Hier stellt Krolop die Prager deutsche Literatur als ein vielstimmiges Phänomen vor und zeigt die unterschiedlichen Generationen und die Verbindungen mit dem gesellschaftlichen Milieu und der politischen Denkart des deutschen Prags auf. Dieser Text „gilt bis heute als ein grundlegender und methodologisch richtungsweisender Forschungsbeitrag auf diesem Gebiet“ (S. 670) – so Stromšík im Schlusswort. Die umfangreichen Anmerkungen zur Studie (236 Einträge) dienen einer Reihe jüngerer Germanisten als Inspirationsquelle für weitere Untersuchungen.

Ein weiteres herausragendes Beispiel für Krolops wissenschaftliche Arbeitsweise, ausgehend von einer belastbaren faktografischen Basis über die Interpretation einzelner literarischer Werke bis zur Einordnung in einen weiteren literarischen Kontext, ist die Studie „Zu den Erinnerungen Anna Lichtensterns an Franz Kafka“ aus dem Jahre 1968. Krolop geht hier von den von der Wissenschaft bis dahin unbeachteten Kindheitserinnerungen der Journalistin Anna Lichtensternová aus, die als kleines Mädchen im ehemaligen Haus U lodi (Zum Schiff) in der Mikulášská mit Franz Kafka zusammentraf, der hier von Juni 1907 bis November 1913 bei seinen Eltern

lebte. Krolop nutzt sie, um zu verstehen, wie Kafka die Wohnung im Haus U lodi, die Stadt um sich herum und vor allem den Blick aus seinem Zimmerfenster wahrnahm. Davon ausgehend analysiert Krolop, wie der Autor Kafka die räumlichen Gegebenheiten der Wohnung und den Blick aus dem Fenster in seine grundlegenden Texte „Das Urteil“ und „Die Verwandlung“ projiziert. In einem weiteren Teil des Bandes stellt Krolop den Text „Die Verwandlung“ in einer vergleichenden Analyse der Novelle „Das junge Geschlecht“ von Kafkas Zeitgenossen Oskar Baum gegenüber; dieser Vergleich mündet in eine soziologische Fallstudie zu den Sprachverhältnissen in Prager jüdischen Familien in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts. Abschließend zeigt Krolop auf, wie diese Verhältnisse von Kafka reflektiert wurden und wie auch weitere Lebensumstände Kafkas in sein Werk eingingen. Die Beschreibung des ehemaligen jüdischen Ghettos während der Sanierung eröffnet neue Einblicke in den Erinnerungsort Prag.

Weitere wichtige Beiträge sind die Studien zu Karl Kraus und solche komparatistischer Art mit einem Bezug zum tschechischen Umfeld. Besonders hervorzuheben ist hier der Aufsatz „Der Jawohlsager und der Neinsager: Komplementäre Weltkriegssatire bei Jaroslav Hašek und Karl Kraus“ aus dem Jahr 1987.

Von den weiteren Themen, denen sich Krolop widmete, wurden seine Goethe-Studien ausgewählt. Das gründliche Studium der klassischen deutschen Literatur bildete für Krolop auch die Grundlage für die Erforschung späterer Zeiträume; folgerichtig leiten sie auch den vorliegenden Band ein.

Krolop schreibt wissenschaftlich genau, es fehlt ihm aber auch nicht an Humor und metaphorischer Verkürzung. Seine Texte sind informativ und gleichzeitig von einem individuellen Stil geprägt. Charakteristisch sind der logische Aufbau wie auch lange, komplizierte Sätze, die an den Satzbau von Heinrich von Kleist erinnern. Durch häufige Zitate aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen bekannter und unbekannter Persönlichkeiten, Zeitungsartikeln und anderen Quellen schaffen die Texte ein vielstimmiges und lebendiges Bild der Literaten vergangener Generationen und ihrer Zeitgenossen.

Den Übersetzerinnen und Übersetzern des vorliegenden Bandes ist eine verständliche und elegante Übertragung ins Tschechische gelungen. Des Deutschen mächtige Leser finden Titel, Textauszüge und wissenschaftliche Terminologie dankenswerterweise zusätzlich im Original vor. Es ist allgemein bekannt, dass sich Krolop als böhmisches Landeskind deutscher Sprache fühlte und von seinen tschechischen Kollegen auch als Landsmann gesehen wurde. Die Herausgabe seiner Studien auf Tschechisch eröffnet den tschechischen Leserinnen und Lesern einen Zugang zu einem Teil seines Werkes, das sich durch den tiefgründigen Bezug zur böhmischen Kultur und Geschichte auszeichnet.

*Kasten, Tilman/Fendl, Elisabeth (Hgg.): Heimatzeitschriften. Funktionen, Netzwerke, Quellenwert.*

Waxmann, Münster, New York 2017, 335 S. (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa 18), ISBN 978-3-8309-8774-1.

Der vorzustellende Band dokumentiert die Ergebnisse einer 2016 in Freiburg im Breisgau vom Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) durchgeführten Tagung zum Thema „Heimatbriefe der Deutschen aus dem östlichen Europa nach 1945“. Das Publikationswesen der Vertriebenen war lange Zeit, vor allem wegen dessen für Außenstehende verwirrender Vielfalt, aber auch wegen der Tatsache, dass das Thema wegen der vermuteten „Rückwärtsgerichtetheit“ der Vertriebenenverbände bei vielen Forschern als anrüchig galt, eher eine Terra incognita der historischen wie der kulturwissenschaftlichen Forschung. In letzter Zeit findet es jedoch angesichts der Konjunktur medien- bzw. pressegeschichtlicher Themen verstärkte Aufmerksamkeit. Hinzu kommt, dass Heimatzeitschriften von ihrem Wesen und ihrer Zielgruppe her Gemeinsamkeiten mit Ethno- und Diasporamedien aufweisen und wie diese Instrumente gruppenbezogener Identitätspolitik sind. (S. 29) Sie stellen insofern wichtige Traditionsquellen für Forschungen zu Migration und gesellschaftlicher Integration im Allgemeinen, wie auch zu Fragen der Vertriebenenintegration im Speziellen dar. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil die Archivsituation bei den Vertriebenenorganisationen angesichts von deren Partikularismus unübersichtlich und nicht selten schwierig ist.

In den beiden einleitenden Aufsätzen von Tilman Kasten („Heimatzeitschriften im Kontext der ‚Vertriebenenpresse‘“) und Wolfgang Kessler („Die ‚ostdeutschen‘ Heimatblätter in der Bundesrepublik Deutschland“) werden zunächst grundlegende Begriffe geklärt bzw. ein Problembewusstsein für scheinbar eindeutige Termini geschaffen. So weist etwa Kasten zutreffend darauf hin, dass der Begriff „Vertriebene“ in der Gegenwart eine andere Personengruppe bezeichnet als unmittelbar nach 1945, weil heute nur eine Minderheit der Mitglieder von Vertriebenenverbänden der „Erlebnisgeneration“ entstammt. Hinzu kommt, dass es angesichts der Abschaffung des „erblichen“ Vertriebenenstatus in den frühen 1990er Jahren heute, streng genommen, einen eindeutigen, quasi amtlichen Vertriebenenbegriff gar nicht mehr gibt. Dennoch ist es zweifellos sinnvoll, an dieser Begrifflichkeit festzuhalten, weil angesichts der vorhandenen Selbst- und Fremdzuschreibungen eine überzeugende Alternative fehlt. Unter „Presse“ versteht Kasten „alle periodisch erscheinenden Druckerzeugnisse wie Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher oder Kalender“ (S. 11).

Kessler weist darauf hin, dass es „Heimatpresse“ bereits vor 1945 gab, diese Gattung publizistischer Quellen also nicht notwendigerweise einen Bezug zu den Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg hat, auch wenn dies heute meist angenommen wird. Die Heimatblätter knüpften nach 1945 zwar teilweise an Vorläufer aus der Zwischenkriegszeit an, dennoch gab es im Allgemeinen keine eigenen Periodika für Deutsche aus den nach 1918 als Folge des Versailler Vertrags abgetretenen Gebieten (S. 48-50), sieht man einmal ab von den „Posener Heimatblättern“ des Verbandes Posener [jüdischer] Heimatvereine in Berlin. Dieser Zeitschrift ist ein eigener Beitrag gewidmet, den Beata Mache beisteuert.

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Besprechung alle Beiträge ausführlich zu würdigen. Deshalb müssen in vielen Fällen Andeutungen genügen. Lionel Picard setzt sich am Beispiel des „Grafschafter Boten“, des seit 1950 erscheinenden Heimatblattes der Vertriebenen aus der Grafschaft Glatz in Niederschlesien, mit der Frage auseinander, ob bzw. inwieweit diese Zeitschrift im weitesten Sinne politisch geprägt war. Er kommt zu dem Ergebnis, dass hier geradezu ein Paradebeispiel für eine umfassende Politisierung vorliege. Festgemacht wird dies v. a. am Wirken von Peter Großpietsch, der bis zu seinem Tod im Jahr 2017 der Herausgeber dieses Blattes war und sich 2002 ausdrücklich zu einem „nationalen Populismus“ bekannte (S. 82). Bemerkenswert ist die Erkenntnis, dass der „Grafschafter Bote“ das in den 1950er und 1960er Jahren entstandene, damals das Selbstverständnis der Vertriebenenverbände prägende dominierende Opfer- und Außenseiternarrativ bis in die jüngste Vergangenheit pflegte. Zugleich weist Picard aber auch darauf hin, dass man aus dieser Berichterstattung nicht ohne weiteres darauf schließen könne, dass alle Leser auch so dächten. Bedauerlich ist in diesem Zusammenhang, dass in dem Beitrag nicht recht deutlich wird, welchen quantitativen Anteil die genuin politische Berichterstattung im „Grafschafter Boten“ eigentlich einnimmt.

Eine andere Entwicklung ist beim „Heimatbrief der Katholiken des Erzbistums Breslau“ zu beobachten, der von Georg Ploch behandelt wird. Hier fällt auf, dass mit der endgültigen Anerkennung der Oder-Neiße-Linie im Zuge der Wiedervereinigung beider deutscher Staaten eine Veränderung auch der Blatinhalte einherging im Sinne von „Visionen und Perspektiven für die Zukunft“ (S. 110), wie dies 1999 Winfried König (1932-2015) formulierte, der von 1982 bis 2008 der letzte (Apostolische) Visitator für die Gläubigen und Priester des früheren deutschen Erzbistums Breslau war. Dennoch trat auch König vehement für die Minderheitenrechte der in Schlesien verbliebenen deutschen Minderheit ein.

Wichtige neue Erkenntnisse bringt auch der Beitrag von Albert A. Feiber über den Wert der Heimatbriefe als historische Quelle für die Mentalitäts-, Sozial- und Kulturgeschichte der Vertriebenen. Sie vermitteln „ein sehr differenziertes Bild der Einstellungen und Mentalitäten der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen, das in nicht unerheblichem Maße vom allgemein vorherrschenden Bild, das zumeist die Sichtweise der Funktionäre widerspiegelt, abweicht“ (S. 192). In diesem Zusammenhang führt Feiber vor allem den „Laubaner Gemeindebrief“ an, in dem bereits sehr frühzeitig das einseitige Opfernarrativ in Frage gestellt wurde. Bemerkenswert ist auch ein Quellenfund aus dem „Grafschafter Boten“, in dem Pfarrer Johannes Taube 1950 (!) forderte, allen Groll und allen Zorn zu begraben und die polnischen Vertriebenen, die nun in Schlesien lebten, als Schicksalsgefährten wahrzunehmen. (S. 190)

Sehr lesenswert ist der Beitrag von Harald Lönnecker zum Thema „Akademische Heimatblätter“. Er verweist, vor allem am Beispiel der „Deutschen Universitäts-Zeitung, ehem. Prag“, auf den leider meist unterschätzten hohen Quellenwert von Zeitschriften aus dem Umfeld der ab 1933 sukzessive aufgelösten ostdeutschen bzw. sudetendeutschen Studentenverbindungen, die sich nach 1945 in den Westzonen Deutschlands wieder sammelten und ihre Wiedegründung an westdeutschen Hochschulen betrieben. Nicht selten verbanden sich diese Initiativen mit der Entstehung



landsmannschaftlicher Organisationen, für die verbindungsstudentische Netzwerke eine Basis bildeten. Lönnecker zeigt dies etwa am Beispiel der Sudetendeutschen Landsmannschaft bzw. der „Sudetendeutschen Zeitung“, an deren Entstehen Alte Herren der „Prager Universitäts-Sängerschaft ‚Barden‘“ – darunter etwa Rudolf Lodgman von Auen – und Angehörige anderer Sängerschaften einen wichtigen Anteil hatten. (S. 141-143)

Grundlegend für die künftige Forschung sind drei Beiträge des Sammelbandes, die sich mit Archivfragen beschäftigen: Jan Lipinsky informiert über die Heimatzeitschriften in den Beständen des Marburger Herder-Instituts, Ingrid Sauer über die Bestände des Münchener Sudetendeutschen Archivs mit Bezügen zu Heimatzeitschriften und Hans-Jakob Thebarth über die Heimatpressesammlung der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne. Abschließend muss auf folgende Aufsätze wenigstens noch hingewiesen werden: Den diskursanalytischen Beitrag von Jana Nosková zum Thema „Soziolekt als Gegenstand erinnerungspolitischer Kontroversen im „Brünner Heimatboten“, Miriam Brauns Werkstattbericht über die Netzwerke der „Karlsbader Zeitung“ sowie die Beiträge von Sandra Kreisslová und Jana Nosková über das Bild der Tschechoslowakei in den Heimatzeitschriften der vertriebenen Deutschen aus den böhmischen Ländern in den 1950er Jahren, von Sarah Scholl-Schneider über das Potenzial von Heimatperiodika als Quelle zur Erforschung von Heimatreisen und von Tilman Kasten über das Online-Handbuch Heimatpresse des IVDE.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass hier ein sehr lesenswerter, grundlegender Sammelband vorliegt, der hoffentlich weitere Forschungen zur Publizistik der deutschen Vertriebenen anregen wird. Dies ist nicht zuletzt deshalb zu wünschen, weil diese Quellengattung wichtige Einsichten zur Sozialgeschichte der frühen Bundesrepublik eröffnet, gerade was den schwierigen Prozess der Integration der Vertriebenen in die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft anbelangt.

Würzburg

Matthias Stickler

*Kuthan, Jiří u. a.: Dílo knížat a králů z rodu Přemyslovců [Das Werk der Herzöge und Könige aus dem Geschlecht der Přemysliden].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2018, 832 S., ISBN 978-80-7422-438-6.

Vor nunmehr zehn Jahren stand das Geschlecht der Přemysliden, unter dem das mittelalterliche Böhmen einen kontinuierlichen, wenn auch keineswegs geradlinigen Aufstieg vom Herzogtum zum erblichen Königreich (seit 1212) erlebte, schon einmal im Mittelpunkt einer schwergewichtigen Publikation im gleichen Verlag. Ein Autorenkollektiv unter Leitung von Petr Sommer, Dušan Třeštík und Josef Žemlička hatte sich seinerzeit allen relevanten Fragen der böhmischen (tschechischen) Geschichte zwischen dem 10. und beginnenden 14. Jahrhundert gewidmet und dabei politische, ökonomische und kulturelle Entwicklungslinien im europäischen und ostmitteleuropäischen Kontext akzentuiert.<sup>1</sup> In knapper Form zeichnete hier Jiří

<sup>1</sup> Vgl. Sommer, Petr / Třeštík, Dušan / Žemlička, Josef (Hgg.): Přemyslovci. Budování českého státu [Die Přemysliden. Aufbau des böhmischen Staates]. Praha 2009.

Kuthan für Gründungstätigkeit sowie höfische Kunst unter den letzten Přemysliden, also den Königen von Přemysl Ottokar I. bis Wenzel III., verantwortlich.

Nunmehr befasst sich ein Autorenkollektiv von fünf Kunsthistorikern unter der Leitung des auch über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus angesehenen und geschätzten Experten für die Kunst der Přemyslidenzeit, dem Prager Historiker und Kunstwissenschaftler Jiří Kuthan (geb. 1945), erneut mit den Přemysliden – diesmal aus kunsthistorischer Perspektive.<sup>2</sup> Dieser Hinweis scheint notwendig, um die im Buch gewählte Form der Beschreibung der Regierungszeiten der einzelnen böhmischen Herzöge und Könige von Bořivoj I. († ca. 894 – andere Datierungen sprechen von 888-890), dem ersten historisch bezeugten Herrscher aus dem Geschlecht der Přemysliden, bis Wenzel III. (ermordet 1306), mit dem die herrschende Dynastie im Mannesstamm ausstarb, richtig einordnen zu können.

Entstanden ist der vorliegende, mehr als 800 Seiten umfassende Band im Rahmen des Forschungsprojekts „Glanz und Ruhm des böhmischen Königtums. Die Quellen tschechischer Staatlichkeit und der nationalen Identität“. Er ist in fünf Hauptkapitel gegliedert, von denen drei die Regierungszeiten der jeweiligen böhmischen Herrscher skizzieren. Dabei geht es zunächst um die Anfänge des böhmischen Staates bis in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts. Fast im Stil mittelalterlicher Chronisten jener Zeit – allen voran Cosmas von Prag († 1125), der immer wieder als entscheidende Quelle dient – wird dabei über die Abfolge der einzelnen Herzöge, also die politische Geschichte, berichtet. So heißt es beispielsweise über den später heiliggesprochenen Prager Bischof Adalbert-Vojtěch:

Nachdem der erste Prager Bischof Thietmar gestorben war, wurde in Levý Hradec am 19. Februar 982 Adalbert-Vojtěch aus dem Geschlecht der Slavnikiden zum zweiten Prager Bischof gewählt, der sich durch seine Bildung und europäische Weitsicht und seine Beziehungen unter die bedeutendsten Persönlichkeiten des Volks der Böhmen einreichte. Gemeinsam mit Herzog Boleslav II. gründete er das erste Männerkloster in Böhmen – die Benediktinerabtei in Břevnov. (S. 22)

Merkwürdigerweise findet in dem ansonsten recht umfangreichen Anmerkungsapparat der eingangs genannte Band über die Přemysliden weder eine Erwähnung noch eine Reflexion, wenngleich er doch im abschließenden Literaturverzeichnis auftaucht. Dies gilt im Übrigen auch für die Monografie von Josef Žemlička, die die Entwicklung Böhmens im Betrachtungszeitraum umfassend beleuchtet.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Vgl. exemplarisch Kuthan, Jiří: Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser in Böhmen und in Mähren. München 1982; Ders.: Přemysl Ottokar II. König, Bauherr und Mäzen. Höfische Kunst im 13. Jahrhundert. Wien 1996; Ders.: Splendor et Gloria Regni Bohemiae. Kunstwerke als Herrschaftszeichen und Symbole der Staatsidentität. Prag 2007; sowie den anlässlich des 700. Geburtstages Kaiser Karls IV. herausgegebenen Prachtband Ders./Royt, Jan: Karel IV. Císař a český král – vizionář a zakladatel [Karl IV. Kaiser und böhmischer König – Visionär und Gründer]. Praha 2016.

<sup>3</sup> Gar nicht genannt werden die noch immer inspirierende Darstellung Prinz, Friedrich: Böhmen im mittelalterlichen Europa. Frühzeit, Hochmittelalter, Kolonisationsepoche. München 1984; sowie Hoensch, Jörg K.: Geschichte Böhmens. Von der slavischen Landnahme bis ins 20. Jahrhundert. München 2013. 4. Aufl. mit breiter Berücksichtigung des Mittelalters (ursprünglich bereits 1987 erschienen). Aus tschechischer Sicht vgl. Žemlička, Josef: Čechy v době knížecí (1034-1198) [Böhmen in der Fürstenzeit (1034-1198)], Praha 2007, 2. Aufl.

Den eigentlichen Schwerpunkt der reichbebilderten und mit zahlreichen Karten – etwa zu den Reisen des hl. Adalbert-Vojtěch, der Teilnahme Herzog Břetislavs I. an Reichstagen aufgrund der Sonderstellung Böhmens im Reich oder der bekannten Welt, wie sie der Chronist Cosmas von Prag beschrieb – versehenen Darstellung in Kapitel 1 bilden jene Orte, die in der böhmischen Geschichte der Frühzeit entstanden bzw. eine tragende Rolle in Politik, Administration und innerböhmischer bzw. mährischer Besiedlung spielten und archäologisch gut erforscht sind – allen voran natürlich die beiden Prager Burgen, aber auch Altbunzlau (Stará Boleslav), Kouřim, Znaim (Znojmo), Brünn (Brno) oder die ersten Benediktinerklöster Breunau (Břevnov), Ostrov und Sasau (Sázava). Sie alle werden, kunstgeschichtlich eingeordnet, in Wort und Bild auf der Grundlage der mitunter recht umfangreichen Forschungsliteratur anschaulich und in vielen architektonisch relevanten Details beschrieben.

Gleiches gilt für Kapitel 2, das den sich anschließenden Zeitraum bis zum ausgehenden 12. Jahrhundert behandelt, wobei auf gut 120 Seiten in erster Linie die steinernen Zeugnisse des machtpolitischen Aufstiegs des Landes im Blickpunkt stehen, so z.B. die Prager Burg und die sogenannte Judith-Brücke als Vorgängerbau jener Steinernen, von Karl IV. 1356 errichteten Brücke. Prag erscheint am Ende des 12. Jahrhunderts unangefochten als natürliches politisch-administratives, ökonomisch-kulturelles und geistliches Zentrum des Landes. Deutlich hervor tritt in diesem Kontext vor allem die prägende Rolle der Benediktiner-, Zisterzienser- und Prämonstratenser-Klöster in Verwaltung, Politik, Wirtschaft und Kultur. Sie alle wurden dabei von den jeweiligen přemyslidischen Herzögen in vielfacher Weise privilegiert, wie exemplarisch der Nekrolog des Prämonstratenserinnen-Klosters Doxan (Doksany) belegt, das selbst auf eine Stiftung Herzog Vladislavs II. von 1144 zurückgeht. Nicht selten förderten die Monasterien dabei die deutsche Kolonisation des Landes im Hochmittelalter, etwa das westböhmische Prämonstratenserstift Tepl (Teplá).

Unbestritten bildete das lange Jahrhundert der letzten Přemysliden einen Höhepunkt in der älteren böhmischen Geschichte, stieg das Land doch durch die Erhebung zum erblichen Königreich infolge der sogenannten Sizilischen Goldbulle 1212 zu einem realen Machtfaktor in der europäischen Politik auf, wie u.a. die dynastischen Heiraten oder der Kampf um die römisch-deutsche Krone unter Přemysl Ottokar II. dokumentieren. Gewürdigt wird dies in Kapitel 3 nicht nur durch die Einführung, die sich den jeweiligen Regierungszeiten der Herrscher widmet. In den Fokus rücken darüber hinaus die einzelnen königlichen Burgen in Böhmen und Mähren, die königlichen Städte, die gerade im 13. Jahrhundert entstanden und tatkräftige Förderung durch die Erteilung von Privilegien und Urkundenkonfirmationen seitens der Landesherren erfuhren, sowie die mehr als ein Dutzend bestehenden oder neu gegründeten Klöster – darunter das 1233 von der Königinwitwe Konstanze von Ungarn gestiftete Zisterzienserinnenkloster Porta Coeli in Tischnowitz (Tišnov) unweit von Brünn, das 1292 von König Wenzel II. gegründete Zisterzienserkloster Aula Regia (Königsaal/Zbraslav) und die 1263 von Přemysl Ottokar II. fundierte Zisterzienserabtei Goldenkron (Zlatá Koruna) in Südböhmen, für die der König Mönche aus dem niederösterreichischen Zisterzienserkloster Heiligenkreuz als Ausdruck einer angestrebten Integration der böhmischen und babenbergischen Länder

in einem neuen, einheitlichen Staat herbeirief. Separat behandelt wird auf rund 40 Seiten das Gründungswerk des wohl bekanntesten Přemysliden in den vormaligen babenbergischen Ländern, die seiner Herrschaft unterstanden, wobei Jiří Kuthan gerade hier auf eigene Forschungen zurückgreifen kann.

Warum das mit „Vermächtnis des Werks der Přemyslidendynastie“ betitelte Kapitel 4 eigenständig mit einer einzigen Seite (!) Aufnahme gefunden hat, erschließt sich dem Rezensenten nicht. Der kurze Text hätte eher als Einführung zum abschließenden fünften Kapitel dienen können, zumal hier unter verschiedenen Aspekten die Wandmalereien in der Katharina-Rotunde zu Znaim<sup>4</sup>, der Vyšehrad Kodex als Krönungsevangeliar Vratislavs II.,<sup>5</sup> das böhmische Wappen, Münzen, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckte sogenannte Fragment von Předhradí mit Christus- und Apostelfiguren aus der Zeit kurz vor 1150 sowie přemyslidsche Reliquien seit dem hl. Wenzel im Fokus stehen. Abschließend werden elf Gründungsurkunden Přemysl Ottokars II. für weltliche und geistliche Institutionen in tschechischer Übersetzung präsentiert, leider ebenfalls ohne Bildmaterial.<sup>6</sup> Als klassisches „Handbuch“ eignet sich das vorliegende Werk aufgrund seines Formats und Gewichts vermutlich nicht, dessen ungeachtet ist es ein verlässlicher und bildgewaltiger Führer zum kunstgeschichtlichen Vermächtnis der fast vier Jahrhunderte herrschenden böhmischen Přemysliden. Das ist insgesamt kein geringes Verdienst.

Leipzig

Thomas Krzenek

<sup>4</sup> Leider ohne Abbildungen. Vgl. hierzu die Bachelorarbeit *Louženská*, Monika: *Nástěnné malby v rotundě sv. Kateřiny ve Znojmě* [Die Wandmalereien in der Katharina-Rotunde in Znaim]. Praha 2010. Online abrufbar unter <https://is.cuni.cz/webapps/zzp/detail/66948> (letzter Zugriff 20.12.2019).

<sup>5</sup> Die bedeutendste Bilderhandschrift Böhmens aus dem 11. Jahrhundert, ein illustriertes Perikopenbuch, wird unter der Signatur XIV.A.13 in der Prager Nationalbibliothek aufbewahrt. Sie ist vollständig digitalisiert und abrufbar unter [http://www.manuscriptorium.com/apps/index.php?direct=record&pid=AIPDIG-NKCR\\_XIV\\_A\\_13\\_2DJQ2U1-cs](http://www.manuscriptorium.com/apps/index.php?direct=record&pid=AIPDIG-NKCR_XIV_A_13_2DJQ2U1-cs) (letzter Zugriff 20.12.2019).

<sup>6</sup> Für die in einer Abschrift von 1505 überlieferte Gründungsurkunde Přemysl Ottokars II. für Politschka (Polička) aus dem Jahre 1265 vgl. das Modul des Autors zur Entstehung der mittelalterlichen Städte in Böhmen und Mähren mit dem Urkundentext, online abrufbar unter [https://www.herder-institut.de/no\\_cache/digitale-angebote/dokumente-und-materialien/themenmodule/quelle/2437/details.html](https://www.herder-institut.de/no_cache/digitale-angebote/dokumente-und-materialien/themenmodule/quelle/2437/details.html) (letzter Zugriff 20.12.2019).

*Maříková, Martina: Finance v životě pražské metropolitní kapituly. Hmotné zabezpečení kanovníků optikou účetních rejstříků z let 1358-1418 [Die Finanzen im Leben des Prager Metropolitankapitels. Die materielle Absicherung der Kanoniker in der Perspektive der Rechnungsregister aus den Jahren 1358-1418].*

Archiv hlavního města Prahy, Praha 2018, 782 S. (Documenta Pragensia Monographia 35), ISBN 978-80-86852-77-5.

Das Kapitel auf der Prager Burg, das sich nach den auf der Aachener Synode 816 verabschiedeten Regeln des gemeinsamen Lebens (*vita communis*) definierte, entstand im Jahr 971 als Vereinigung von Klerikern, die dem führenden Geistlichen – ab 973 Bischof, ab 1344 Erzbischof – für administrative und liturgische Aufgaben zur Ver-

fügung standen. Dem Chronisten Cosmas, selbst Domkanoniker, zufolge erlebte diese geistliche, noch heute bestehende Gemeinschaft im Jahre 1068 eine Reorganisation mit fester Kirchenordnung und der Zuteilung von Einnahmen unter den Prager Domherren. Der Entstehung und Entwicklung des Prager Metropolitankapitels, seiner Selbstverwaltung und Stellung bis zur Hussitenzeit widmete bereits im Jahr 1972 die weit über die Grenzen der Tschechischen Republik bekannte, jüngst verstorbene tschechische Mediävistin, Archivarin, Kodikologin und Paläographin Zdeňka Hledíková (1938-2018) eine grundlegende Studie, in der der Leitungskörperschaft der Prager Bischofskirche in administrativen und liturgischen Fragen Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ohne dass freilich finanzielle Aspekte eine größere Rolle spielten.<sup>1</sup> Die exzellente Kennerin der böhmischen Kirchengeschichte des Mittelalters betreute auch die vorliegende Arbeit von Martina Maříková, Mitarbeiterin und Archivarin im Prager Stadtarchiv, die schon 2011 Grundrisse der vorliegenden, im wahrsten Sinne des Wortes schwergewichtigen Arbeit im Kontext der Kapitel-Entwicklung in den Ländern der Böhmisches Krone und Ungarns präsentieren konnte.<sup>2</sup>

Die hier behandelte Thematik ist von der Autorin seit ihrer Diplomarbeit intensiv verfolgt und schrittweise um finanzielle und administrative Aspekte des Kapitelalltags erweitert worden, sodass die vorliegende Monografie in ihrem ersten Teil die überarbeitete Fassung der 2014 vorgelegten Dissertation darstellt.<sup>3</sup> Letztere wurde um eine fast 300 Seiten starke kritische Edition von sieben überlieferten Rechnungsregistern sowie 43 thematische Tabellen ergänzt. Die 200 Seiten, die sie umfassen, heben sich bereits durch das graue Papier, auf dem sie gedruckt wurden, deutlich vom Rest des Buches ab. Damit liegt ein fast 800 Seiten umfassender Band vor, der drei eigenständige Arbeiten vereint.

Die Monografie selbst ist in sieben Kapitel untergliedert. In einer Tour d'Horizon stehen zu Beginn historiografische und methodologische Ausführungen zum Thema Domkapitel im Fokus, das seit der wegweisenden Arbeit des österreichischen Historikers Leo Santifaller über die persönliche Zusammensetzung des Brixner Domkapitels im Mittelalter nach und nach zu einem festen Bestandteil ähnlicher Untersuchungen geworden ist.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Hledíková, Zdeňka: Pražská metropolitní kapitula, její samospráva a postavení do doby husitské [Das Prager Metropolitankapitel, seine Selbstverwaltung und Stellung bis zur Hussitenzeit]. In: Sborník historický 19 (1972) 5-48.

<sup>2</sup> Maříková, Martina: Správa majetku pražské metropolitní kapituly v době předhusitské [Die Besitzverwaltung des Prager Metropolitankapitels in vorhussitischer Zeit]. In: Hrdina, Jan / Maříková, Martina (Hgg.): Kapituly v zemích Koruny české a v Uhrách ve středověku [Die Kapitel in den Ländern der böhmischen Krone und in Ungarn im Mittelalter]. Praha 2011 (Documenta Pragensia. Supplementa II), 101-124.

<sup>3</sup> Vgl. Maříková, Martina: „Společná pokladna“ pražské kapituly v druhé polovině 14. a na počátku 15. století [Die „gemeinsame Kasse“ des Prager Kapitels in der zweiten Hälfte des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts]. Praha 2014 [Dissertationsschrift], online abrufbar unter <https://is.cuni.cz/webapps/zzp/detail/102958> (letzter Zugriff 20.12.2019).

<sup>4</sup> Santifaller, Leo: Das Brixner Domkapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung im Mittelalter. 2 Bde. Innsbruck 1924-1925.

In der tschechischen Mediävistik standen die Themen Kathedral- und Kollegiatkapitel von wenigen Ausnahmen abgesehen eher am Rande des Interesses. In gewissem Sinne leistet die Autorin somit eine Pionierarbeit. Als Ausgangspunkt dient hierbei ein einmaliges Korpus von fünf aus den Jahren 1358-1418 überlieferten vollständigen Rechnungsregistern sowie zwei Fragmenten, deren inhaltliche Spannweite partiell verloren gegangene Schriftquellen ergänzt und ersetzt. Die Rechnungsregister enthalten dabei, mit Ausnahme von Kodex 8/2, wo vornehmlich die Zinsen aus zur St.-Wenzels-Kapelle gehörenden Dörfern verzeichnet sind, Eintragungen über die Versorgung der Kanoniker und Dienstleute der Prager Metropolitanikirche mit sogenannten Portionen (*portiones*), die deren Residenz materiell unterstützen sollten. Der genaue Inhalt der einzelnen Rechnungsregister wird in einer Tabelle (S. 162) übersichtlich dargestellt. Zwei Register innerhalb des Quellenkorpus (*cod.* 27/1 und 28/1) enthalten ausschließlich Eintragungen über verschiedene Einnahmen und Ausgaben für die tägliche Verteilung der erwähnten Portionen aus 14 sogenannten Obödienzen (Gütern) und dem finanziell wie handelspolitisch wichtigen Prager Teinhof an die Mitglieder der Prager Kirche. In alle verbleibenden Register fanden die verschiedenen, sowohl regelmäßig als auch unregelmäßig fließenden Einnahmen und Ausgaben ohne Beachtung der sachlichen Zugehörigkeit Eingang. Unter den Einnahmen verdienen insbesondere die aus den Silberminen bei Kuttenberg abgeführten Summen, Zinsen von Mietern des Teinhofes und seiner Waage sowie Opfer und Erlöse aus der Waldwirtschaft Erwähnung. Unter den Ausgaben sind wiederum Arbeiten auf den dem Kapitel gehörenden Weinbergen am Laurentiusberg und in Michle, liturgische Gegenstände, Kappen, Chorröcke und die Reparatur von Reliquien sowie Instandsetzungsarbeiten des Grabes des hl. Wenzel und der Sigismund-Kapelle hervorzuheben.

In der Monografie selbst konzentriert sich die Verfasserin auf drei ausgewählte Themenbereiche, die auf die Schlagwörter Finanzwirtschaft und Administration des Prager Kapitels als eines wichtigen ökonomischen Faktors im Königreich Böhmen (gemeinsam mit den Prager Johannitern und gleich hinter dem Prager Erzbistum und weltlichen Magnatengeschlechtern wie den Herren von Rosenberg, Wartenberg und Duba) zielen. Immerhin entwickelte sich das Kapitel von einer ursprünglich 25 Kleriker umfassenden Institution im 11. Jahrhundert zu einer annähernd 280 Geistliche unterschiedlicher Kategorien (u. a. Probst, Dekan, Archidiakon, Scholastiker, Kustos, Sakristan bis hin zu einfachen Kanonikern) zählenden Einrichtung im 14. Jahrhundert. Konkret geht es erstens um die angewandten Mechanismen, die bei der Verwaltung der Kapiteleinkünfte und Güter zur Anwendung kamen, zweitens die Gestalt und Größe der materiellen Absicherung der unterschiedlichen Kategorien von Geistlichen (also die Besitzstrukturen) sowie drittens den Einfluss der Einnahmen aus unterschiedlichen Verteilungsformen auf die Frequenz der Beteiligung der Kanoniker an der gemeinsamen Kapitelliturgie.

Durch die Analyse der einzelnen Rechnungsregister können ältere Auffassungen in der Mediävistik korrigiert werden, die davon ausgingen, die Kanoniker und andere Pfründeninhaber hätten ihre Residenzpflichten vernachlässigt. Die Verteilung der genannten Portionen war nämlich gerade an die persönliche Anwesenheit gebunden. Der übergroße Teil der Kapitelangehörigen (70-89 %) nahm in den beiden Dekaden

vor Ausbruch der hussitischen Revolution an der gemeinsamen Liturgie in der Kathedrale auf der Prager Burg teil – im Unterschied etwa zu englischen und polnischen Domkapiteln jener Zeit. Dies verleiht Prag eine Sonderstellung, wobei die Gründe hierfür in der intensiven Einbindung der Angehörigen des Prager Kapitels in zentralen Ämtern nicht allein der Kirchenverwaltung, sondern auch des königlichen Hofes und der Kanzlei zu suchen sind. Darüber hinaus spielte auch das Agieren von Kanonikern an der 1348 von Karl IV. gegründeten Universität in Prag eine nicht unwichtige Rolle.

Wurde das Kapitelleben bislang weitgehend unter dem Einfluss der Statuten dieser Institution, d.h. einer normativen Quelle,<sup>5</sup> in den Blick genommen, bietet sich nunmehr durch die gründliche und im gesellschaftlichen Kontext betrachtete Auswertung der Rechnungsregister ein weitaus differenzierteres Bild vom Alltag des Prager Metropolitankapitels. Diese neuen Erkenntnisse betreffen Aussehen und Umfang der materiellen Absicherung der einzelnen Gruppen der Geistlichkeit ebenso wie die Regeln, nach denen die Kapitelgüter und die Verteilung der hieraus fließenden Einnahmen zu Gunsten des Kapitels verwendet wurden. Deutlich tritt z.B. die aktive Einbindung der Geistlichkeit in wirtschaftliche und finanzielle Angelegenheiten hervor, ebenso die regelmäßige Umverteilung der Einnahmen unter den residierenden Klerikern in Gestalt der *portiones*, die die Anwesenheit bei liturgischen Aufgaben in der Messe bedingten.

Das ausführliche Namen- und Ortsregister erleichtert eine schnelle Orientierung ebenso wie die Identifikation und Zuordnung der Geistlichen. Die inhaltliche Spannweite der 43 Tabellen wiederum reicht von den Einnahmen aus ausgewählten Obödienzen, der täglichen Verteilung im Jahre 1369 bis hin zum Anteil der den größeren Teil des Jahres vor Ort residierenden und den nicht anwesenden Kanonikern. Die akribische Arbeit der Autorin erweitert so unser Wissen über die inneren Mechanismen des Prager Metropolitankapitels in vorhussitischer Zeit, auch im Vergleich mit nichtböhmischen Domkapiteln.

Leipzig

Thomas Krzenek

<sup>5</sup> *Podlaha, Antonín*: *Statuta metropolitanae ecclesiae Pragensis anno 1350 conscripta*. Pragae 1905. Online aufrufbar unter <https://sources.cms.flu.cas.cz/src/index.php?s=v&cat=21&bookid=597> (letzter Zugriff 20.12.2019).

*Spáčil, Vladimír/Spáčilová, Libuše (Hgg.)*: *České překlady Míšeňské právní knihy [Tschechische Übersetzungen des Meißner Rechtsbuchs]*.

Memoria, Olomouc 2018, 909 S., ISBN 978-80-8587-76-9.

Die böhmischen Stadtrechte sind ein ebenso dankbares wie wichtiges Thema der Mittelalterforschung. Daher nimmt es nicht wunder, dass die Forschung in diesem Bereich auf eine lange Tradition – nicht allein einheimischer Provenienz – zurückblicken kann. Das gilt in besonderem Maße für ihre Grundlagen, also für die Editionen der diesbezüglichen Rechtsquellen. Auf diesem Feld hat sich Emil Franz Rössler (1815-1864) mit seinen „Deutschen Rechtsdenkmälern aus Böhmen und

Mähren“ verdient gemacht<sup>1</sup>, die bis vor nicht allzu langer Zeit noch das Standardwerk schlechthin darstellten. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde Rösslers Werk durch neuere ergänzt bzw. ersetzt. Hier sind in erster Linie die Arbeiten von Miroslav Flodr († 2015)<sup>2</sup> und Vladimír Spáčil und Libuše Spáčilová zu nennen.

Die hier besprochene Edition entstand nicht isoliert, sondern im Rahmen eines großangelegten editorischen Projektes zur Meißner Rechtsbuchforschung. Grob gesagt existierten im Königreich Böhmen zwei große Stadtrechts-„Familien“: eine, die vom Nürnberger Stadtrecht abgeleitet war, mit dem Oberhof in der Prager Altstadt, die andere, die sich am Magdeburger Stadtrecht orientierte, mit dem Oberhof in Leitmeritz bzw. in Olmütz. Hier galt das sogenannte Meißner Rechtsbuch als „Garant“.<sup>3</sup> Nicht nur die ursprünglich deutschsprachigen Städte Leitmeritz und Olmütz als Oberhöfe, sondern auch ihre Rechtsfamilien veränderten mit der Zeit ihr Gesicht. Die tschechische Bevölkerung wuchs und gewann an Gewicht. Für ihre „Tschechisierung“ spielte in den meisten, insbesondere den böhmischen Städten auch die hussitische Revolution eine wichtige Rolle. Da jedoch das Meißner Recht seine Geltung behielt, schien es nötig, es den neuen Gegebenheiten anzupassen, was durch die Übersetzung des Stadtrechtsbuches geschah. Diesen Prozess und sein Resultat, die Schaffung der tschechischen Fassung des Rechtsbuches, nachzuzeichnen, war Ziel des Projekts, dessen Ergebnisse nun auf imposanten nahezu tausend Seiten vorliegen.

Das Buch ist zwar ein Gemeinschaftswerk, lässt aber doch die Zuständigkeiten der beiden Bearbeiter erkennen: Offensichtlich zeichnet Vladimír Spáčil für die historische Einleitung verantwortlich (S. 9-65), Libuše Spáčilová für die philologische, die sich auf ausgewählte lexikale Phänomene der tschechischen Übersetzungen des Meißner Rechtsbuches konzentriert (S. 67-181). Beide Teile haben selbstständige Literaturverzeichnisse und deutschsprachige Zusammenfassungen.

In seiner historischen Übersicht schließt Spáčil eine rechtsgeschichtliche Analyse von vornherein aus. Im ersten Teil seines Beitrags konzentriert er sich auf die historische Skizze der Entwicklung und Verbreitung des Magdeburger Rechts in den böhmischen Ländern, im zweiten Teil beschreibt er 19 einzelne Handschriften, die alle bereits aus dem Oppitzschen Katalog<sup>4</sup> bekannt sind. Von einer einzigen Ausnahme abgesehen, stammen wahrscheinlich alle aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sieben von ihnen verwahrt die Bibliothek des Prager Nationalmuseums, zwei die Nationalbibliothek, wo die ursprünglich städtischen Kodizes als Geschenk oder im Rahmen verschiedener Reorganisationen Eingang fanden; die übrigen liegen in verschiedenen (städtischen) Archiven, eine wird in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien aufbewahrt. Praktisch alle Handschriften stammen aus alten

<sup>1</sup> Rössler, Emil Franz (Hg.): Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren. Eine Sammlung von Rechtsbüchern, Urkunden und alten Aufzeichnungen zur Geschichte des deutschen Rechtes. 2 Bde. Prag 1845-1852.

<sup>2</sup> Er hat eine Reihe der Brünner stadteschichtlichen Denkmäler, vornehmlich Rechtsdenkmäler des Mittelalters, ediert.

<sup>3</sup> Siehe dazu die Edition von Spáčil, Vladimír/Spáčilová, Libuše: Míšeňská právní kniha. Historický kontext, jazykový rozbor, edice [Das Meißner Rechtsbuch. Historischer Kontext, Sprachanalyse, Edition]. Olomouc 2010.

<sup>4</sup> Oppitz, Ulrich-Dieter: Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters. 3 Bde. Köln 1990-1992.



Stadtarchiven und zeugen von der praktischen Funktion, die sie in der nachhussitischen Zeit erfüllten, bis sich im Laufe des 16. Jahrhunderts die Vereinheitlichung der Stadtrechte durch das neue Rechtsbuch vollzog. Den abenteuerlichsten Weg durch die Jahrhunderte hat die Handschrift mit der Sigle P erlebt. Seit Jahrhunderten genau im Besitz des Leitmeritzer Stadtarchivs befindlich (wo sich jedoch noch weitere Handschriften des genannten Rechtsbuches befinden), wurde sie gestohlen, in Deutschland versteigert und dann von einem Antiquar dem Tschechischen Staat angeboten, der die Chance ergriff, die Handschrift erwarb und der Prager Parlamentsbibliothek übergab. Leitmeritz oder eine andere Bibliothek mit Handschriften-Fonds wäre freilich als Ort der Aufbewahrung naheliegender gewesen. Diese Handschrift, die im Jahr 1469 entstand, wurde als Grundlage für die vorliegende Edition ausgewählt. Eine Erklärung dafür findet sich in dem Buch jedoch nicht. Vielleicht, so ließe sich vermuten, gab ihre Qualität den Ausschlag.

Die philologische Einleitung berührt etliche allgemeinsprachliche Probleme wie den Trilinguismus<sup>5</sup> oder den Einfluss der deutschen Sprache auf den tschechischen Wortschatz. Die konkreten Ausführungen, mit zahlreichen Belegen dokumentiert, sind auch für Nichtphilologen von Interesse, da sie Fragen des alltäglichen Lebens tangieren – z.B. Blutsverwandte, Rechtstermini und Eigennamen. Auf ein Handschriften-Stemma wurde verzichtet, wahrscheinlich weil eine große Zahl nicht überlieferter Handschriften vorauszusetzen ist und sich eine komplette Übersicht gar nicht erstellen ließe. Jedenfalls ist festzuhalten, dass die Unterschiede keine störenden Divergenzen aufweisen. Etliche Handschriftensreiber sind namentlich bekannt und soweit sie sich auch mit ihrem Beruf vorstellen, handelt es sich um Stadtschreiber.

Den Hauptteil bildet die transkribierte Edition mit drei sehr nützlichen Registern (Sach-, Personen- und Ortsnamenregister). Doch auch die anderen Handschriften kommen nicht zu kurz. Ihnen ist der folgende, dem Umfang nach stärkste Teil (S. 377-902) gewidmet, in dem wohl am meisten Detailarbeit steckt. Denn er präsentiert in parallelen Spalten die Varianten der Grundhandschrift mit der Sigle P und anschließend zum Vergleich die übrigen Handschriften, zu denen es fast immer einige (wenige) Varianten gibt. Ein anders konzipierter Variantenvergleich, der es ermöglicht hätte, alle Handschriften zugleich zu überblicken, wäre für die Forschenden vorteilhafter gewesen, möglicherweise aber drucktechnisch zu kompliziert. Leider haben die Autoren aber auch nicht an angepasste Kolumnentitel gedacht, einen Nutzen hätte dies besonders beim textuellen Handschriftenvergleich gebracht.

Zusammenfassend kann man sagen, dass hier eine solide und sozusagen „ewige“ Edition vorgelegt wurde, die verschiedenen mediävistischen Disziplinen Impulse für die weitere Forschung geben kann. Denn auch sorgfältige, oft mühsame Detailarbeit kann dauernde Ergebnisse bringen.

Prag

Ivan Hlaváček

<sup>5</sup> Siehe dazu: *Hlaváček, Ivan*: Dreisprachigkeit im Bereich der Böhmisches Krone. Zum Phänomen der Sprachbenutzung im böhmischen diplomatischen Material bis zur hussitischen Revolution. In: *Adamska, Anna / Mostert, Marco* (Hgg.): *The Development of Literate Mentalities in East Central Europe*. Turnhout 2004, 289-310.

*Kubík, Viktor: Bible táboorského hejtmana Filipa z Padeřova a knižní malba husitské doby [Die Bibel des Taboritenhauptmanns Philipp von Padeřov und die Buchmalerei der Hussitenzeit].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2018, 263 S., ISBN 978-80-7422-662-5.

Die bislang größte Aufmerksamkeit erhielt die – nach ihrem Auftraggeber benannte – Bibel des Taboritenhauptmanns Philipp von Padeřov durch Antonín Matějček in einem 20-seitigen Beitrag im Jubiläumsband aus Anlass des 500. Todestages des husitischen Feldherrn und genialen Militärstrategen niederadeliger Herkunft Jan Žižka von Trocnov im Jahre 1924.<sup>1</sup> Erstaunlicherweise behandelte František Šmahel in seiner Geschichte der Stadt Tábor (Bd. 2) die bildkünstlerische Bekundung des husitischen Tábor nur in wenigen Zeilen, gleiches gilt für Milena Bartlová ansonsten sehr gründliche Darstellung des spannungsreichen Verhältnisses von bildender Kunst und Hussitismus im Zeitraum zwischen 1380 und 1490.<sup>2</sup> Lediglich in einem Ausstellungskatalog von 1991 würdigen die Autoren auf immerhin zwei Seiten die Padeřov-Bibel aus kunstgeschichtlicher Perspektive im Kontext illuminierten Handschriften der Hussitenzeit.<sup>3</sup>

Die vorliegende Monografie schließt somit eine bisher als schmerzlich empfundene Lücke, zumal Forschungen zur Rolle der tschechischsprachigen Bibel(übersetzungen) – bei der Padeřov-Bibel handelt es sich um eine solche, vollständige Übertragung ins Alttschechische mit diakritischer Zeichensetzung – seit geraumer Zeit an Intensität gewonnen haben.<sup>4</sup> Die Padeřov-Bibel selbst wird heute in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien aufbewahrt, ist vollständig digitalisiert und steht damit als *Biblia bohemica* Interessenten online zur Verfügung.<sup>5</sup> Es handelt sich bei der vollständigen Wiedergabe des Alten und Neuen Testaments um die wichtigste alttschechische Bibelübersetzung der sogenannten 3. Redaktion, laut Kolophon entstanden in den Jahren 1432-1435. Insgesamt 106 der 443 Blätter sind zum Teil aufwendig illuminiert. Für einen gewöhnlichen Bürger dürfte das kostbare Werk kurz nach 1430 kaum erschwinglich gewesen sein, wobei bereits A. Matějček anhand damaliger Kosten für Pergament, Schreiber und Illuminatoren einen Preis von mindestens 881 Groschen ausgemacht hat. Der Besitz eines teuren illuminierten Kodex

<sup>1</sup> Matějček, Antonín: Bible Filipa z Padeřova, hejtmana táboorského [Die Bibel des taboritischen Hauptmanns Philipp von Padeřov]. In: *Urbánek*, Rudolf (Hg.): *Zižkův sborník 1424-1924 k pětistému výročí jeho úmrtí [Žižka-Studien, 1424-1924. Zu seinem 500. Todestag]*. Praha 1924, 149-169.

<sup>2</sup> Vgl. Šmahel, František: *Dějiny Tábora [Geschichte Tábors]*. Bd. 2: 1422-1452. České Budějovice 1990, 604; Bartlová, Milena: *Výtvarné umění a husitství 1380-1490 [Bildende Kunst und Hussitismus 1380-1490]*. Praha 2015.

<sup>3</sup> Stejskal, Karel/Vojt, Petr: *Iluminované rukopisy doby husitské [Illuminierte Handschriften der Hussitenzeit]*. Praha 1991, 55-56.

<sup>4</sup> Vgl. exemplarisch Voleková, Kateřina: *Jan Hus a česká bible [Jan Hus und die tschechische Bibel]*. In: *Smrčka*, Jakub/Vybíral, Zdeněk (Hgg.): *Jan Hus 1415 a 600 let poté. VII. mezinárodní husitologické sympozium. Tábor 23.-25. června 2015 [Jan Hus 1415 und 600 Jahre später. VII. internationales Hus-Symposium. Tábor 23.-25. Juni 2015]*. Tábor 2015, 179-190, hier 187.

<sup>5</sup> Vgl. <http://data.onb.ac.at/rep/10028CB6> (letzter Zugriff 05.12.2019).

brachte in diesem Zusammenhang selbstredend die prestigeträchtige Stellung ihres Besitzers zum Ausdruck.

Der ursprünglich aus dem Bauernstand stammende Auftraggeber muss als erfolgreicher Hussitenhauptmann folglich zu beträchtlichem Wohlstand gelangt sein. Im Auftrag an den Prager Schreiber Jan gen. Aliapars spiegelt sich zugleich der von der taboritischen Geistlichkeit gepredigte Grundsatz wider, die Heilige Schrift sei das Alpha und Omega aller Lebensprinzipien und Regeln. Welche Bedeutung dabei in diesem Kontext der Padeřov-Bibel zukommt und wie sie sich in der zeitgenössischen Buchmalerei nicht allein in Böhmen verorten lässt, steht im Fokus der vorliegenden Darstellung, die mit 53 schwarz-weiß und 34 farbigen Abbildungen reich illustriert ist. In acht Kapiteln nähert sich der Autor, Kunsthistoriker am Institut für Geschichte der christlichen Kunst der Theologischen Fakultät der Prager Karlsuniversität, dem Thema, das im Rahmen eines größer angelegten und verschiedene Institutionen umfassenden Forschungsprojekts zu „kulturellen Kodes und deren Wandlungen in der Hussitenzeit“ steht. Schwerpunktmäßig geht es dabei um die Reflexion der Handschrift in der bisherigen Forschung, deren detaillierte Analyse sowie eine typologische, stilistische und kulturhistorische Bewertung derselben im Kontext der zeitgenössischen Buchmalerei im 14. und 15. Jahrhundert.

Die in den Quellen fassbaren Angaben zu Philipp von Padeřovs Leben fallen äußerst spärlich aus, hier stützt sich der Verfasser vornehmlich auf Matějčeks Angaben sowie die Sekundärliteratur. Den Schwerpunkt der Darstellung bildet unbestritten mit gut 180 Seiten Kapitel 5, in dem die Ausschmückung der Padeřov-Bibel in allen Einzelheiten behandelt wird. Dabei stehen zunächst grundlegende technische und kodikologische Angaben im Fokus. Dem schließt sich eine akribische Beschreibung der verschiedenen Typologien an – so zu den kalligrafischen Initialen, den figuralen Kompositionen, Vignetten, Bordüren, dem generellen ikonografischen Programm der gesamten Ausschmückung, den Drolerien und der Pflanzenornamentik. Zugleich geht es bei dieser Analyse auch um eine zentrale Frage: Wie viele Illuminatoren waren an der Ausschmückung beteiligt? Stilistische Vergleiche lassen erkennen, dass hier auf jeden Fall zwei Meister für die Illuminierung verantwortlich zeichneten, die an die ältere Tradition der Hofwerkstätten der Luxemburger anknüpften – von der Generation der Schöpfer der Bibel Wenzels IV. über die Antwerpener Bibel bis zum Hasenburger Missal, der Zrmzlık- und der sogenannten Boskowitzter Bibel als Bezugspunkten.

Der differenzierte Blick auf die Padeřov-Bibel macht deutlich, dass diese im Kontext der Handschriftenproduktion der 1430er Jahre als eine der repräsentativsten Handschriften angesehen werden kann. Dies ist nicht auf die innovativen Kompositionen der Figurszenen zurückzuführen, sondern vielmehr auf die Vielfalt der ornamentalen Dekors durch die Kombination verschiedener Traditionen aus der Zeit um 1400 mit der komplexen Motivik des Meisters des Hasenburger Missals. Dabei zeigt der Verfasser aus kunstgeschichtlicher und stilkritischer Perspektive auf, wie mehrere Generationen von Illuminatoren seit den 1360er und 1370er Jahren allmählich heranreiften und dabei auch stilprägend westeuropäische Einflüsse verarbeiteten. Dadurch entsteht in der Chronologie zugleich ein differenziertes Bild von der Generation zu Beginn der hussitischen Revolution und in deren

Verlauf. Die eineinhalb Jahrzehnte nach 1419 galten lange Zeit als Epoche des künstlerischen Verfalls, was aber so nicht stimmt. In der Buchmalerei fand die Rolle des hussitischen Biblizismus als geistig-ideologisches Leitmotiv ihren bildkünstlerischen Niederschlag. Als charakteristisches Beispiel für die Akzentuierung der konfessionell ausgerichteten Ikonographie kann dabei dezidiert auf die Verzierung der unteren Bordüre auf fol. 310r mit der Darstellung des Traumes des Nebukadnezar im Buch Daniel verwiesen werden, wo die Idee des Zeitenwechsels zum Ausdruck kommt, die für hussitische Radikale wie Philipp von Padeřov von immenser Bedeutung war. Zugleich veränderte sich in diesem Kontext die Zusammensetzung der Auftraggeber.

Die mit über 1200 Anmerkungen versehene Untersuchung füllt, dies sei hier nochmals unterstrichen, eine Lücke und bietet nicht allein für die Hussitenforschung wichtige Anregungen. Ein Register der zitierten Handschriften, eine genaue Übersicht zum Anteil der einzelnen Stilgruppen an der Ausschmückung der Padeřov-Bibel sowie ein Literaturverzeichnis beschließen diesen auch in seiner Optik gelungenen Band.

Leipzig

Thomas Krzenck